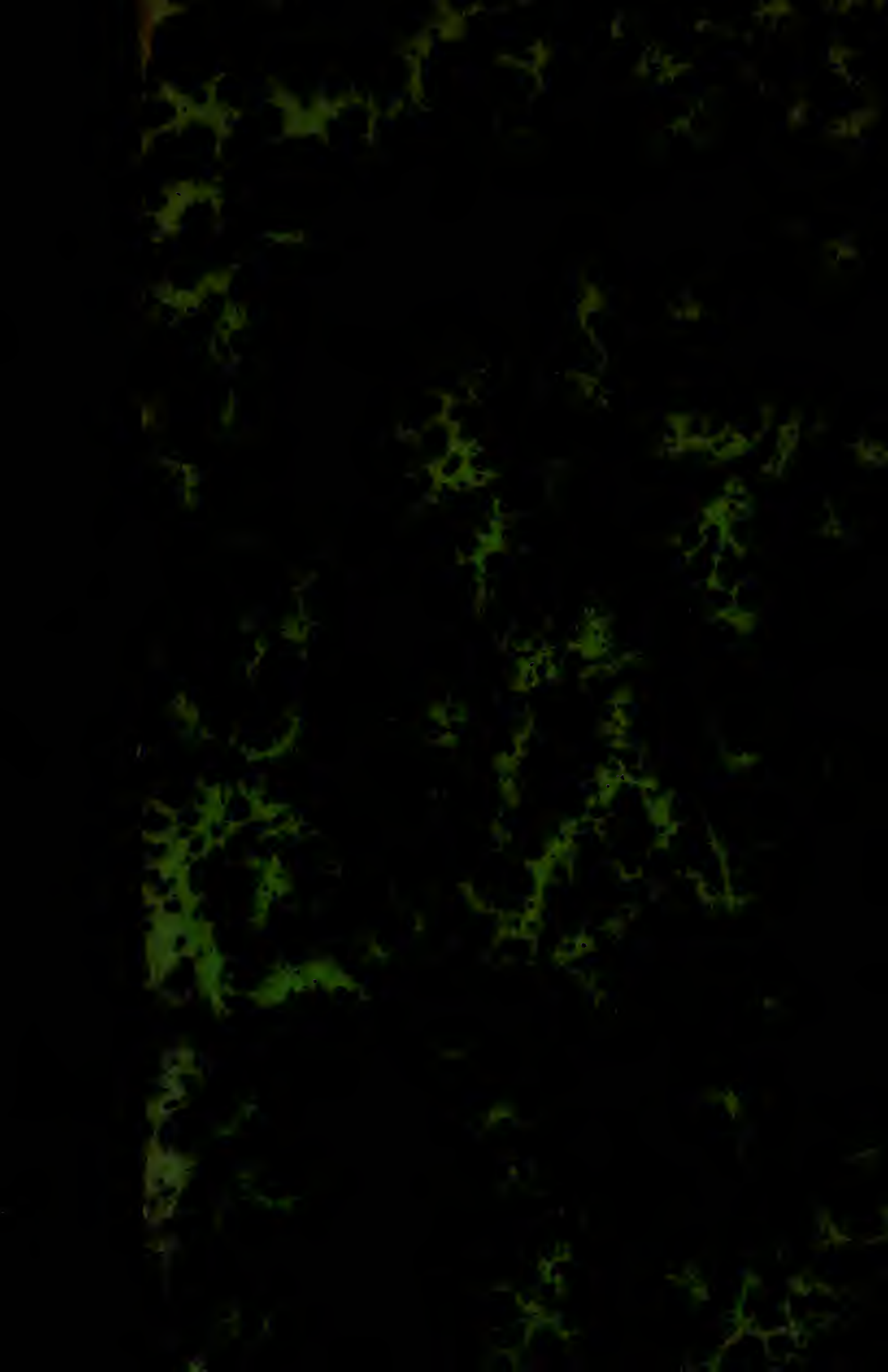
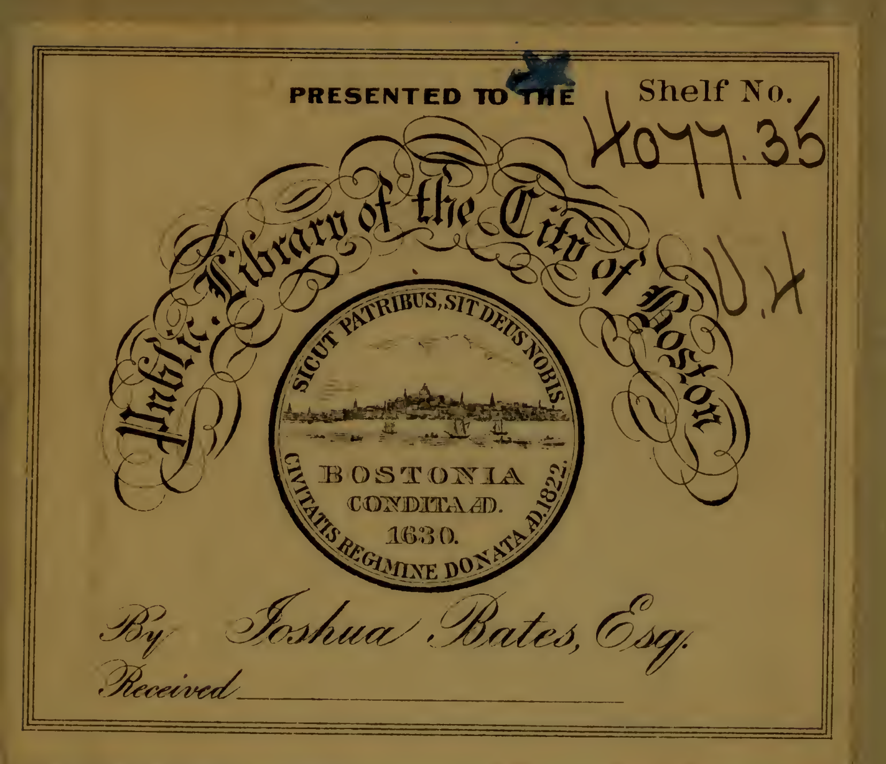



PRESENTED TO THE
Shelf No.
4077.35
V.4
Public Library of the City of Boston
SICUT PATRIBUS, SIT DEUS NOBIS
BOSTONIA
CONDITA AD.
1630.
CIVITATIS REGIMINE DONATA AD. 1822.
By Joshua Bates, Esq.
Received



# Künstler-Geschichten,

mitgetheilt

von

August Hagen.

(4)

Viertes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

# Leonhard da Vinci

## in Mailand.

Nach dem Italienischen

von

August Hagen.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

Dem

# ehrwürdigen Haupt

der

# Akademie der Künste in Berlin.

Die Schadowstraße Büchlein nicht vergiß,
So ist der rechte Weg nicht zu verfehlen:
Nimmt Er dich freundlich auf, wirst du gewiß
Den rechten Weg zu deinem Glück erwählen.

Wer in die Sonne schaute, der schaut nachher, wo er auch den Blick hinwendet, blitzende Lichtpunkte. Nicht anders ist es mit Jugendeindrücken: wie sich auch unser Gesichtskreis verändern mag, sie begleiten uns als ewige Sternbilder. So steht immer vor mir — und vergebens suche ich oft den Anlaß der Erscheinung — der merkwürdigste Mann unserer Zeit, der als Erlöser begrüßt wurde, als die blutgesättigte Schlange der Empörung sich duldsam vor ihm wand und schmiegte, dem die geknechtete Menschheit fluchte, als seine Riesenkraft, sich mit seinem Geiste überstürzend, selbst über Europa hinaus den zitternden Völkern furchtbare Umgestaltung bereitete, den in seiner

schmachvollen Demüthigung bissiger Spott verfolgte, bis ihn lauter als das Hohngeschrei der Menge die Wellen auf ödem Felseneiland umbrausten, bis er, auch vom Feinde bemitleidet, ruhmlos endete und doch schöner, als wenn er in der Fülle des Glanzes seine Tage beschlossen hätte, denn die Sonne erschiene uns weniger erhaben, wenn wir sie nicht sinken, nicht in elegischem Abendroth sich verbluten sähen.

Beinahe täglich blicke ich hinauf zu dem Balkon, von dem ich als Knabe zuerst den sieggekrönten Kaiser sah, wie er, mit dem französischen Sprachmeister zur Seite, der ihm als Dolmetsch diente, in der Begleitung von Generalen aus dem Königsthor ins Lager ritt. Das bunte Wogen der dicht gedrängten Straße vergaß ich über den ruhig ernsten Zügen des großen Mannes, seine untersetzte Gestalt trat mir riesenhaft aus dem Gefolge hervor, mehr als die goldgestickten Kragen und die wallenden Federbüsche gefiel mir sein schlichter, grüner

Rock und sein kleiner Hut. Wie viel ich sah, wie viel ich mir nur zu sehen einbildete, vermag ich nicht zu unterscheiden. Meine Seele ward größer durch das gewaltige Bild, das sie in sich aufnahm. Oft sah ich Napoleon dargestellt in Bildwerken, Gemälden und Kupferstichen, von Schauspielern und Kunstreitern, stets erschien er mir lächerlich klein, widerlich fratzenhaft, auf der Vendome-Säule nicht besser als im Floh, der in Bertolotto's hüpfender Menagerie als der blutdürstige Heros herausgeputzt war.

Und dennoch, indem ich das Feld, das ich zu beschreiben gedenke, überschaue, zwingt es mich, das Große mit dem Kleinen zu vergleichen. Die Reihe außergewöhnlicher Erscheinungen, die das Leben des mailändischen Herzogs Ludwig Sforza bezeichnet, eine Thätigkeit, die die Welt erstaunen machte, eine Klugheit, die nie um Mittel verlegen war, eine Herrschsucht, die nie den Segen des Landes und das Gedeihen von Kunst und Wissenschaft außer

Acht ließ, lenkt das Auge unwillkürlich zu ihm zurück. Wie Napoleon sich von dem Reiche verbannt sah, dessen Schöpfer er war, wie er, der Günstling des Glücks, im Triumph zu den Seinigen zurückkehrte, wie er nach den merkwürdigen hundert Tagen in schmachvoller Gefangenschaft bis zu seinem Tode ausharrte, so strahlte und sank, so hoffte und büßte auch Ludwig Sforza, beide mit Ruhm überschüttet und mit Flüchen erdrückt.

Aber auch ohne den Vergleich mit seinem Herrscher bewahrt Mailand das Andenken an Napoleon. Durch die Simplonstraße sich den offnen Zugang zu Italien bahnend, errichtete sich dieser im mailändischen Dom, in dem gothischen Koloß von weißem Marmor eine Ehrensäule für ewige Zeit. Mehr als vier Jahrhunderte war an dem Tempel gebaut (nur die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche in London und die Kasankirche in Petersburg übertreffen ihn an Größe), ohne daß eine Hoffnung zu

seiner Vollendung war. „Er wird nie zu Stande kommen", sagte der ehrliche Volkmann, „und eher wieder einfallen." Niemand widersprach ihm außer Napoleon, nicht durch Worte, sondern durch den thatsächlichen Gegenbeweis. Franz I. von Frankreich wollte, daß Vinci's Abendmahl, die schönste Frucht, die an einer Wand gezogen ist, von ihr abgesägt und nach Frankreich gebracht würde. Anders dachte Napoleon das Werk zu erhalten, indem er die Mauer, als den Körper, der noch einen Theil des verlöschenden Geistes fesselte, zu behüten und zu bewahren strebte und das Gemälde in unvergänglichem Stein in Mosaik nachbilden ließ. Als er den 14. Mai 1796 in Mailand einzog, ließ er sich sofort in das Kloster mit dem berühmten Refektorium führen. Entrüstet über die Verwahrlosung des geheiligten Raumes, der in den kriegerischen Zeitläuften sogar als Pferdestall benutzt war, veranlaßte er die Wiederherstellung der Fenster und bestimmte zu-

gleich, daß ferner keine Soldaten daselbst einquartirt würden, wie dies vorher und nachmals wiederholt geschah. Ehe er wieder seinen Schimmel bestieg, unterzeichnete er auf dem Knie den Befehl. Auf seine Veranlassung wurden Kohlen unter die Wand zur Abziehung der Feuchtigkeit gegraben, leider zu spät.

Leonhard da Vinci's Streben, für die Ewigkeit zu wirken, sollte an der Ungunst des Schicksals brechen, aber es bewährte sich als stärker. Wie in Mailand das Abendmahl, wurde in Florenz ein viel bewunderter Karton von dem Meister zerstört. Er stellte ein Reitergefecht dar. Ein Bildhauer nannte ihn, als das Vorbild vieler Künstler, die Schule der Welt, und ein anderer zerschnitt ihn aus künstlerischer Eifersucht. Ein zweiter Karton mit der h. Anna ist auch nicht mehr vorhanden. In Florenz, wo er ausgestellt war, war an dem Orte ein Treiben wie am Festtage, denn ohne Aufhören gingen Männer und Frauen,

Jünglinge und Greise aus und ein. Leonhard's Hauptwerke sind untergegangen, aber darum nicht vergessen. Auch die Farbentöne klingen in der Seele des Fühlenden nach. Mit der Wehmuth vereinigt sich der begeisternde Gedanke, daß Kunstwerke des ersten Ranges über dem Wechsel der Zeitlichkeit erhaben stehn. Durch den Namen allein erheben sie des Künstlers Brust zu freudigem Schaffen. Von Leonhard behauptet sogar ein bekannter Schriftsteller seiner Zeit, daß, indem sein Ruf sich immer mehr und mehr erweiterte, er größer zu den Nachkommen übergegangen sei. Ob sich nicht in dem Ausspruch die Stimme der Parteisucht und des Neides zu erkennen gibt, mag unentschieden bleiben.

Im Jahre 1674 schrieb ein mailändischer Gelehrter: „Das Bildniß von Mailand, gemalt von Karl Torre."*) „In ihm," so lau-

---

*) Il ritratto di Milano, colorito da *C. Torre.*

tet noch der Titel des Buches, „werden alle Alterthümer und neuere Werke beschrieben, welche man sah und jetzt noch in der Stadt Mailand sieht, sowohl in kostbaren Gegenständen der Baukunst, als der Malerei und Bildhauerei. Mit verschiedenen geschichtlichen Erzählungen von den Thaten der Fürsten, Herzoge und Bürger." Der Name Torre wiederholt sich oft in der Geschichte Mailands. Schon 1240 tritt ein Pagan della Torre als Verfechter der Volksfreiheit auf. Der Gelehrte Mark Anton della Torre ist Leonhard's Freund. Demnach liegt die Vermuthung nahe, daß durch Familiennachrichten der Maler jenes Bildnisses in seinem Unternehmen wird gefördert sein. Eine theilweise Auffrischung seines Werkes für deutsche Leser erschien mir als nicht unangemessen.

Nacht war's, und hell blinkte der Mond
am heiteren Himmel,
Den kleinre Stern' umfunkelten,

als ein Mann, in einen blauen Mantel eingehüllt, hastigen Schrittes aus einem alterthümlichen Schlosse trat. Ludwig Sforza war es, der sich gern Moro nennen hörte, es war das Schloß ein Castell, das als die Akropolis Mailands Rocca hieß. Der Weg über die Steinstufen des Portals führte zwischen Knienden hindurch, die andächtig in den Händen den Rosenkranz windend, bang hinauffsahen, weniger zum Himmel als zu den Eckfenstern, die spärliches Lampenlicht erhellte. Der alte dürre Gregor, dem rabenschwarzes Haar streifenweis über

das Gesicht hing, als wollte es den unheimlich schielenden Blick verdecken, war Vorbeter. Unter dem unverständlichen Gemurmel vernahm man laut: „Heilige Jungfrau hilf, Sancta Margaretha Nothhelferin, Sancte Vitalis hilf!“ Als sie des Herren ansichtig wurden, verstummten sie plötzlich. Gregor hielt, ihm die Knie umfassend, den Eilenden zurück. Ist unser Gebet erhört? Hat sie überwunden? Gewiß ein Sohn, denn Eurem Hause muß Ehre werden für und für. Statt zu antworten, griff Moro mit sichtbarer Freude in die Tasche und streute aus so viel klingenden Dank, als er hatte. So brach er sich Bahn, denn die Frommen rafften sich auf, um einer vor dem andern die rollenden Silberstücke zu erhaschen. Moro beschleunigte jetzt seine Schritte. Er lächelte über die Gewalt des Metalls, denn er glaubte immer so zu lächeln. Nicht sah er die gewaltigen Schatten, die der taghelle Mondschein über seinen Pfad legte, nicht hörte er, wie die

Ketten rasselten, da er über die schwanken Zugbrücken dahinschritt. Noch stiller als im Castell war es in der Stadt, die der Arm des tiefsten Schlafes umfing. Leben war nur oben in der altehrwürdigen Ambrosiuskirche, hier winkte ihm durch die Schallluke einer der viereckigen Thürme ein bescheidener Lichtschimmer. Das Gotteshaus war das Ziel des nächtlichen Ganges. Er hatte es erreicht. Aber auch jetzt stand er noch nicht stille, sondern unruhig lief er von einem Eingang zum andern, rüttelte und pochte an den Thüren, bis er endlich eine offene Pforte fand, durch die er in den geräumigen, viereckigen Tempelvorhof schlüpfte. Es wehte kalt und der Wind, der den Wetterhahn krähen ließ, unterbrach schauerlich die öde Einsamkeit. Moro spürte nichts von Frost, und über Leichensteine in den ringsumlaufenden Säulenhallen drang er zu der ihm wohlbekannten Thurmthüre. Anders als die Thorwächter im Castell, die auf sein leisestes Räuspern ihm mit ehrfurchtsvoller

Beflissenheit öffneten, dachte ein Mönch, der, nachdem er von innen aufgeschlossen, ihn kopfschüttelnd abwies. „Ich muß hinauf!" „„Das leidet nicht der Alte."" „Ich komme eben, um den Alten zu sprechen, und bin Ludwig Moro." „„So geduldet Euch, bis er mit seiner Beobachtung fertig ist, dann kommt er zu Euch herab."" Dem glühenden Eifer trat so die widerwärtigste Gleichgültigkeit in den Weg, doch gewann die weltliche Macht das Uebergewicht. Jener schob den lästigen Thürhüter zur Seite und lief wie ein Jüngling die dunkeln Wendeltreppen hinauf. Die Thurmwacht hielt heute ein berühmter Mathematikus, Johann della Rosa. Erhaben über den Dunstkreis der niedern Welt blickte er unverwandt den Sternen ins unverschleierte Angesicht. Durch das Glas mit geschärftem Blick strebte er in ihren geheimnißvollen Zügen das Glück und Unglück künftiger Tage zu entziffern. Er zählte leise die Schläge der Pendeluhr, indem er mit

dem Rohr wie ein eifriger Schütz die Irrsterne verfolgte, er sah und hörte nichts als ihre Harmonien. Während des Zählens und Schauens rief der Alte da auf einmal: „Wer ist da? Um Gottes willen zurück!“ Moro bezähmte seinen stürmischen Gang, unter dem die Balken des Fußbodens dröhnten, und blieb in der Thüre andächtig lauschend stehn. Rosa zählte ohne Unterbrechung fort, dann, sich räuspernd, strich er die silbernen Haare zurück, die aus dem schwarzen Käppchen auf die Schultern herabfielen, zog die Locken des weißen Bartes herab und den Blick nach unten gekehrt, hüllte er sich sorgfältiger in den Pelzmantel ein. Bescheiden trat jetzt der Harrende aus der Entfernung vor. „Ihr seid es selber, gnädiger Herr,“ sagte der Astrolog, da er seiner ansichtig wurde. „Verzieht noch einen Augenblick, bis ich die Figuren hier in die Karte eingezeichnet und eine Zeile niedergeschrieben habe.“ Er griff zur Feder und murmelte vor sich hin: „um

zwei Uhr, fünf Minuten und drei Sekunden" — — „Ja, so war es, um zwei Uhr und fünf Minuten" wiederholte Moro. „Erschien in rothgelbem Licht", fuhr jener fort, „der Doppelstern in der Krone." „Ja, es war ein Doppelstern" fiel dieser wieder ein in freudiger Erregung. „Meister Johann, schreibt nicht weiter, sondern erzählt, was Ihr von dem Doppelstern wißt." „Euch und der Frau Beatrix meinen Glückwunsch!" nahm der Gefragte das Wort. Die hochgeehrte Wöchnerin wird der Schmerzen vergessen, wenn man ihr meldet, daß sie in den Zwillingsknaben zwei Herzoge den Mailändern gebar." Er sprach es aus. Nimmer, wie groß auch einst die Zahl seiner aufmerksamen Zuhörer war, da er noch in Pavia Weisheit lehrte, nimmer wurde seine Rede mit größerer Begierde aufgenommen als jetzt. Halb zitterte Moro vor Lust, halb vor Besorgniß, daß ihm etwas von den Erklärungen entschlüpfen möchte, durch die er, auf die blin-

kende Saat des blauen Feldes hingewiesen, die Pforten der Zukunft sich erschließen sah. Die nie zu sättigende Ruhmbegierde, die der Reichsstatthalter von Mailand sonst trüglich in der Asche der Demuth barg, loderte nun zur hellen Flamme empor.. Starr sah er in das prophetisch erleuchtete Auge des Greises, um Licht zu gewinnen für die dunkeln Orakelsprüche. Er hörte und sann, aber immer verworrner schürzte sich das Räthsel zum gordischen Knoten und dennoch zweifelte er nicht an der glücklichen Lösung. Er selber war kein Herzog, nur Vormund des Herzogs; der Herzog hatte einen Sohn, und doch sollten seine Söhne, beide, Herzoge von Mailand werden. Im Thurm rasselte der Wind, als wenn er der Vorbote eines Gewittersturmes wäre, zornig an den Laden der Schallluken. „Hört", unterbrach Rosa sich selbst, „hört es und freut Euch nicht. Ihr werdet Herzog, die Neugebornen werden Herzoge werden, aber frohlocket nicht, denn

glücklich wird keiner von euch enden. Ungläubig lächelte er, der so lange in stiller Feier die tiefe Weisheit verehrte. Die kühne gottbegeisterte Seherkraft sah er zu feiger Bedenklichkeit zusammenschrumpfen, die bei der Höhe nur an die Höhe des möglichen Falles denkt. „Meister Johann", sprach er darauf, „Ihr verspracht mir ein treuer Diener zu sein und zu bleiben, und gern übernahmt Ihr es heute für mich die Beobachtung anzustellen. Ich frage Euch, auf Euer Gewissen, ist es Euch um Euer Versprechen und um Eure Aussprüche Ernst? Wäre Euch mein Unglück und das der Meinigen so gewiß, so müßtet Ihr uns verlassen, denn warum wolltet Ihr theilen, was Ihr nicht verhüten könnet?" „Ihr werdet sehn", gab der Astrolog zur Antwort und schraubte gemächlich den Metalldeckel auf das Fernrohr.

---

Von jeher war Ludwig Moro stolz auf seine Kraft und sein Glück, aber niemals mehr als

jetzt. Sein junges Weib Beatrix, ihm in so vielem ähnlich, war auch stolz, heute stolzer als sonst. In der künstlichen Nacht, die um ihr Lager verbreitet war, sah die Kranke blendenden Glanz, in dem Schreien der Lieblinge vernahm sie Melodien, die alle Hofdichter zusammen nicht erreichen konnten. Von dem, was sie überstanden, war jede Spur verweht. Die Freude röthete ihre Wange und auf den grün seidenen Kissen schimmerte sie wie die Rose aus der Blätterhülle hervor; ihr lachender Blick ruhte auf den Kindern, die, gleich dem Doppelkerne der Mandel in enger Schale, zusammen in einer Wiege lagen, denn auf soviel Segen war nicht gerechnet. Sie wußte noch nichts von der Weissagung, aber sie sah das Gestirn der Zwillinge vor sich, die Söhne des mächtigen Zeus, sie sah in den zarten Knäblein Helden, die durch Herrschertugenden Mailands Staat erheben würden. „Sorgt nicht für mich, nur für die Kinder!" war ihr wiederholtes

Mahnen. Nach der Angst, wenn die Stunde schlägt, die zum Kampf auf Tod und Leben ruft, ist jede Mutter glücklich, keine glücklicher. Sie schien nicht angegriffen, wohl aber diejenigen, die um sie beschäftigt gewesen. Nicht wurde es ihr schwer, sich das Schlummern zu verwehren. Die weise Mutter schlief dagegen, den Kopf auf ihr Deckbett gelegt, und schnarchte, als legte sie es recht darauf an, sie wach zu erhalten.

Beatrix war die Tochter des Grafen Herkules von Este, der über Ferrara das Augusteische Zeitalter heraufführte. Er hatte die Stadt mit Prachtgebäuden geschmückt und schützte Kunst und Wissenschaft. Von ihm hatte sie die Liebe zum Schönen geerbt, die sich bis auf die Wahl der Kleidung erstreckte. Es schmeichelte ihrer Eitelkeit, wenn sie auf dem Gange nach der Kirche von allen Fremden als junges Mädchen begrüßt wurde, in dem buntstreifigen Kleide, mit den langen kastanienbraunen Haa-

ren, die, mit purpurrothem Band durchwunden, ihr bis zur Kniekehle herabhingen. Zutraulich grüßten sie alle, wenn sie auch in keiner Miene, in keiner Bewegung das Ansehen der edeln Abkunft verleugnete. Nicht behagte ihr mehr das jungfräuliche Gepränge, als sie sich Mutter fühlte. Gern entfernte sie das knappe Mieder und legte das mit kostbaren Perlen durchwirkte Häubchen an. Ihr veränderter Wuchs gefiel ihr und ihrem Gatten mit jedem Tage mehr. Es war nur Schein, wenn sie sich in Tücher und Schleier verhüllte. Ohne Noth schlug sie sie oft zurück und zeigte sich den Leuten in ganzer Würdigkeit.

Alle waren froher Hoffnung, da sie guter Hoffnung ging. Kein schönerer Morgengruß weckte die Schläfer, als die überraschende Kunde von dem Zwillingspaar. Zu gegenseitigem Glückwunsche fühlte sich gedrungen, wem das Wohl Mailands am Herzen lag. Nur in dem herzoglichen Schlosse verstummte die Freude. Ein

dumpfes Weh wehte durch die alten Gemächer und hauchte blind, was sich vom Glanz ehemaliger Pracht erhalten hatte.

---

Johann Galeazzo Sforza, von Geistlichen wie zum Klosterdienste erzogen, schon im Jugendalter der Welt abgestorben, war zufrieden, nicht durch Regierungssorgen im Lesen der Kirchenväter unterbrochen zu werden. Der Reichsstatthalter hatte gelobt, ihm den Thron abzutreten, sobald er das zwanzigste Jahr erreicht haben würde. Vier Jahre waren darüber hinaus, aber jener benutzte die Zeit, sich in der Gunst des Volkes, im Besitz der fürstlichen Rechte nur immer mehr zu befestigen. Vorstellungen und Mahnungen glitten an seinen künstlich erfundenen Gründen ab, die langmüthigste Geduld hielt er noch mit Versprechungen hin. Galeazzo war leicht zu überreden. Anders dachte aber Isabella, seine Gattin, die,

groß und ansehnlich, schon durch ihre äußere Erscheinung zur Herrscherin berufen zu sein schien. Wie auch ihre Nebenbuhlerin strahlte, sie war es sich bewußt, daß der Schatten, den die kleine Beatrix auf sie werfe, nicht bis zu ihrem Haupt hinanreiche. Sie, eine Königstochter, die rechtmäßige Herzogin, sollte ihr weichen, weil Ludwig Sforza, ein räuberischer Vormund, seinen Neffen, durch Gottes Gnade zum Oberhaupt bestimmt, in Minderjährigkeit erhielt? Auch ihr jubelte der Beifall des Volkes entgegen, als sie im Brautschmuck ihren Einzug in Mailand hielt. Auch sie war jung, wenn gleich zu alt, um als Nichte Demuth zu bezeigen. Auch sie galt für schön und ein Gewisser fand sie am wenigsten häßlich. Sie rühmte sich gegen Beatrix, Briefe von einer ihr wohlbekannten Hand zu besitzen, mit Ausdrücken, die sie an der Wahrheit ähnlicher in anderen Briefen sollten zweifeln lassen. Die Wahl eines Moro leite Geschmack, dafür stelle

sie als Bürgen eine Cäcilia Gallerani und Lukrezia Crivelli. Wie ging der Herzogin das Herz auf, wenn sich eine Gelegenheit bot, so der hoffährtigen Frau zu begegnen, daß sie schweigen und still sich ärgern mußte! Doch eine solche Lehre und Abfertigung verfing nicht für lange. Vor einem Monat wagte sie, die mit ihrer ungeschickten Gestalt Staat machte und stolzirte, ihr an einem Heiligentage den Vortritt streitig zu machen. Isabella schob sie unsanft zurück, worauf sie von ihrer Gegnerin vernehmen mußte, daß sie ihr verzeihen wolle, wenn der Graf von Pavia verzeihe. Wie ein Dolchstoß traf Isabellen dieses Wort, denn nach alter Sitte wurde der Erstgeborne des Herzogs Graf von Pavia genannt. Jetzt erhob sich ihr zur gräßlichen Gewißheit, was sie so lange nur als Vermuthung gefürchtet hatte. Von den Fackeln der Furien nach Hause geleuchtet, stürzte sie in das Zimmer ihres Gemahls, ergriff ihr Söhnlein und stellte es au

die aufgeschlagenen Bücher seines Studirtisches. „Wenn du nicht selbst für dich als Mann auftreten willst", rief sie mit schneidendem Tone, so wahre das heilige Erbtheil deinem Kinde." Sie berichtete, was sie mit eignen Ohren gehört hatte, und stellte ihm vor, wie es endlich Zeit sei, in das Truggewebe einzugreifen und es zu zerreißen, ehe er, noch enger verstrickt, sich unrettbar verloren sähe, wie der Verrath jetzt frech die Maske abgeworfen habe, wie er, der Herzog, immer mehr beschränkt, immerfort gegängelt werde, wie seine Erhaltung nur von der Gnade des Usurpators abzuhängen scheine und alles auf dem Spiel stehe. Mit stoischer Gelassenheit gab Galeazzo den Sohn der Mutter zurück und griff nach einem neuen Buch mit der Aeußerung, daß ihn Weibergezänk nie irren und daß er nie an den redlichen Absichten seines Oheims zweifeln werde.

Ein zufälliges Ereigniß, das als ernste Vorbedeutung angesehen wurde, gab Isabellen

von neuem Veranlassung, die ganze Kraft der Beredtsamkeit aufzubieten, um den Gatten aus der trägen Ruhe aufzustören. Seit langer Zeit hing in der Vorhalle des Schlosses ein Bild des berühmten Leonhard da Vinci. Es war ein Jugendwerk, und da es rund war, unter dem Namen Rotella bekannt. Der Künstler hatte bei ihm beabsichtigt, das Grausenhafteste, was die Natur nur in einzelnen Hervorbringungen zeigt, in tagesscheuen Fledermäusen, züngelnden Nattern und giftträchtigen Kröten in einem Ungeheuer mit dampfenden Nüstern, feuersprühenden Augen und geifervollem Rachen zusammenzusetzen, um eine Wirkung zuwege zu bringen gleich dem versteinenden Schrecken des Medusenschildes. Was er erzielt, war ihm vollkommen gelungen. Nur die Gewohnheit, das wiederholte Anschauen konnte das Gefühl gegen den Anblick abstumpfen. Nun geschah es, daß ein Knabe aus der Rocca nach der Stadt geschickt wurde, um im herzoglichen

Schloß die freudige Begebenheit zu vermelden. Da derselbe die Marmorstufen emporgestiegen war, stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. Er wurde des Bildes ansichtig und sank starr und bleich auf den Boden hin. Diener versammelten sich um den Armen und es entstand ein ungewöhnliches Geräusch, das selbst, da keiner Auskunft geben konnte, des Herzogs Neugierde reizte. Der Knabe erholte sich wieder, aber der hinzugetretene Herzog erbleichte. So lag einst vor ihm der entseelte Vater, der von Mörderhänden gefallen war. Die schaurigste Erinnerung seiner Jugendtage sog wie mit Vampyrrüsseln alles Blut aus seinen Wangen. Wenn er leichenblaß dastand, so überflog Isabellens Gesicht Purpurglut, als der Bote sich des Auftrags entledigte. Einen Romulus und Remus kann nur eine reißende Wölfin groß säugen, dachte sie bei sich. „Wach' auf, wach' auf, Galeazzo," rief sie, da sie mit ihrem Gatten sich allein sah, ehe die Wolfsbrut

dich in der Nacht erwürgt, um dich als Atzung ihren Jungen vorzuwerfen. Das Glück des Oheims Ludwig ward dem herzoglichen Hause als Fluch verkündigt. Eine Visconti war deine Großmutter, du führst Einen Namen mit ihm, der Mailands größter Herrscher und Beglücker war. So oft dein Blick aus diesem Fenster auf den Dom fällt (das große Werk rühmt den großen Meister), erneue sich dir sein Andenken. Galeazzo ward der erhabene Visconti getauft, da bei seiner Geburt alle Hähne wetteifernd den Anbruch eines neuen Tages weissagten; Galeazzo heißest du, wach' auf, wach' auf aus unheimlicher Nacht zu klarem Selbstbewußtsein. Tritt auf als Herzog für dich und deinen Sohn, fordere die Schlüssel des Castells und fordere zur Rechenschaft deinen Unterdrücker. Was frommen dir die Folianten? Hier lies lateinische Schrift, die, zu Herzen genommen, dich zum Heile führt." Mit Ungestüm riß sie bei diesem Worte die schwere

Thüre des Saales auf, als wollte sie den Janustempel öffnen.

In Wandgemälden von der Hand eines alten Meisters waren hier die Großthaten der Visconti dargestellt. Hier sah man den frommen Aeneas, wie er auf lydischem Schiffe zu dem Lande des Königs Latinus segelte, denn von seinem Enkel Anglo, der die Stadt Angera am Langen-See erbaute, rühmte sich das Visconti'sche Geschlecht entsprossen zu sein. Mit goldener Schrift standen darunter die Virgil'schen Verse:

Fest steht jedem sein Tag; nur kurz ist und unersetzlich
Allen das Leben bestimmt: doch Ruhm ausdehnen durch Thaten,
Das ist der Tugenden Werk.

Auf einem anderen Gemälde war der ritterliche Ubertus zu sehen, der zuerst den Namen Visconti führte, wie er mit dem Drachen kämpfte. Viel thränenwerthe Opfer täglich hei-

schend, verwüstete das Ungethüm weit und breit das mailändische Gebiet. Ubertus erschlug es und pflanzte das Schwert als Kreuz auf, wo der Feind verröchelte. Die Segnungen des Christenthums verbreiteten sich von diesem Orte aus. Die Dionysius-Kirche am Morgenthore und das Visconti'sche Wappen mit dem gekrönten Drachen bewahrt das heilige Gedächtniß.

Auf die Bilder hinweisend, erhob Isabella wieder die Stimme: „Wach' auf, wach' auf und rüste dich zum Kampf gegen den Kronenräuber, erficht den Sieg über den Drachen. Alles hängt davon ab, Ehre, Freiheit, Leben." Der Herzog, von der Macht des Augenblicks ergriffen, versprach sich zu ermannen und die Heiligkeit des Rechtes zu behaupten.

---

Wer die Rocca von außenher sah, mit den felsenfesten Mauern und Basteien, an denen, so schien es, die Allzerstörerin Zeit den Zahn

sich stumpf genagt, den überkam das Gefühl finsteren Ernstes. Trotzig erhoben die runden Eckthürme den Zinnenkranz in den Himmel, deren Fuß die Fluten der Wehrgräben huldigend umspülten. Wer aber durch die vielen Thore, über die vielen Zugbrücken in das Innere trat, dem lachte die heiterste Freude entgegen um und in Moro's einsam stehendem Schlosse. Eine Säule davor bezeichnete die Stelle, wo das Blut des h. Protasius neben dem des Zwillingsbruders unter Bleikolben niederfloß, wo sein Haupt dem Henkerschwerte fiel; aber man vergaß das Märtyrerthum, man vergaß die Eingeschlossenheit bei dem Anblicke der Blumen, die in üppiger Freiheit sich entfalteten, der freundlichen Bäume, die, ein Labyrinth bildend, theilweis die steilen Wälle verdeckten. Wo eine traurige Kerkeröde erwartet wurde, quoll hervor wie aus gesprengter Knospe das frischeste Leben, wo alles den eisernen Krieg verkündigte, schwelgte Geist und Herz in über-

strömenden Genüssen des Friedens. In dem durch Basteien und Laufgräben verwahrten Raum öffneten sich die freien Hallen einer Akademie. Fest reihte sich an Fest in bunter Abwechslung. Wie ganz anders war es im herzoglichen Schlosse, das, wie die Steine eines prachtvollen Grabmals, Entschließungen und Thaten in ruhmloses Schweigen bettete! Nur die Geister der Vorzeit gingen dort um, wenn nicht auch die Vergangenheit voll Beschämung ihr Antlitz abwandte. Die Quelle des ehemals lauten Treibens versiegte dort, um im Castell in jugendlicher Freudigkeit emporzusprudeln. Der Scherz verbarg hier die hohe Stirne der Weisheit, die strenge Wissenschaft sah sich verjüngt im Spiegel der Kunst, und die gaukelnde Poesie reizte den ernsten Mund der Wahrheit zum Lächeln. Alle berühmte Männer von fern und nahe berief Ludwig Sforza an seinen Hof. Im wetteifernden Zusammenwirken ward der Wille zur That begeistert, dem Streben bot sich hin-

gebend das Mittel dar, das Verdienst erwarb sich die gebührende Krone. Der jüngste von Moro's Schützlingen, die sich in seinem Schlosse Abends zu versammeln pflegten, war der Mailänder Mark Anton della Torre, ein ausgezeichneter Arzt. Mit scharfem Blick durchschaute er das innerste Geheimniß der Natur und überwog so die Erfahrung, auf die, als Rettungsanker gläubig hoffend, sich sonst die Söhne Galen's stützen. Der silberlockige Greis Johann della Rosa saß ihm zunächst, der neben der Astrologie die Heilkunde eifrig betrieb. Als Mathematikus erhob er unter allen Künsten die Baukunst. An den Urbinaten Bramante Lazzari, einen erfindungsreichen Kopf, wandte er sich, um den Begriff der Eurythmie zur Anschauung erhoben zu sehen. Bramante baute und malte, wie der ernst biedere Bernhard Zenale, der, wenn auch aus Triviglio gebürtig, die Würde der mailändischen Malerkunst vertrat und zugleich mit den Gesetzen der Bau=

kunst vertraut war. Die Liebe zur schönen Form prägte sich selbst in Bramante's Reden aus, der Sonette aus dem Stegreif sprach von so kunstvoller Gliederung, als seine Bauwerke sie adelte. Er konnte ein Wort mit einreden, wenn die drei belorberten Poeten sich vernehmen ließen, wenn der Florentiner Bernhard Bellincioni sich mit Balthasar Taccone und Peter Lazzaroni, dieser war aus dem Veltlin und ener sogar aus Alexandria, über die Vorzüge der italienischen und lateinischen Dichtkunst stritt. Der Eifer, mit dem diese und andere Geistesverwandte die Ehre ihrer heiligsten Ueberzeugung verfochten, mit dem sie aus dem tiefsten Schacht der Gelehrsamkeit gediegenes Gold an den Tag förderten und im heftigen Gespräch überraschend neues entwickelten, weckte auch Theilnahme in Denen, die nicht befähigt waren, das Einzelne prüfend zu erfassen. Der Ideenschwung riß alle selbst wider Willen mit sich hin. Um wie viel mehr Ludwig und Beatrix, mit Recht von

Allen als die Beschützer der Kunst und Wissenschaft gefeiert. Als schuldiger Dank durchzog ihre Erhebung wie ein verschwisterndes Band die verschiedenartigsten Reden. Einer nannte Mailand das wiedererwachte Athen, da ein Perikles und eine Aspasia in ihm erstanden seien, ein Anderer pries sie, die die Stadt aus einem alten runzelvollen Weibe zum anmuthigen Mägdlein verschönert hätten, ein Dritter rühmte, daß unter dem Moro (Moro heißt auch Maulbeerbaum) Seide gesponnen werde — und mit Recht, da er den Seidenbau einführte und für Anpflanzung der Maulbeerbäume unablässig bemüht war. Ludwig und Beatrix waren die Seele der Gesellschaft. In ihrem beifälligen Blick erkannten die Streiter für die Wahrheit den Preis für ihre Anstrengung, durch ihr huldvolles Wesen ward dem Siegerstolz versöhnliche Milde, der Niedergeschlagenheit neuer Muth eingeflößt. In dieser Versammlung durfte ein wenig gern gesehener, aber dennoch ungern

vermißter Mann als erregende Kraft nicht fehlen, wenn ein frühlingsheitres Summen an die unermüdlichen Arbeitsbienen erinnern, wenn der Kreis der goldenen Ehrenkette gleichen sollte, bei der Glied an Glied in schönster Vereinigung sich reiht. Dies war der Prior Vincenz Bandelli mit dem grünen, tief liegenden Auge, der Adlernase und dem spitzen Knebelbarte. Zweimal in der Woche war er Moro's wohlgelittener Tischgast, obgleich er oft dem Wirthe durch schroffe Zurechtweisungen wie dem ungeschickten Novizen begegnete. Er ertrug es, lächelte und triumphirte, wenn es ihm einmal gelang, ihn kleinlaut zu machen. Dem Prior war Alles, was man ihm auch erzählen mochte, längst bekannt. Mit halbem Ohr hörte er hin und wies dann mit verächtlicher Handbewegung als alt zurück, was ihm mitgetheilt wurde. Das Neue beantwortete er durch ein ungläubiges Kopfschütteln. Nie hatte er Mailand verlassen, aber er erzählte die Dinge nah und fern, alt

und jung, als wenn er überall als Zeuge dabei gewesen wäre. Was längst geschehen war und was kommen würde, trug er mit gleicher Umständlichkeit vor, als wenn die Vergangenheit bei ihm gebeichtet und die Zukunft für noch nicht Begangenes Ablaß genommen hätte. Bücher über Bücher schrieb er mit Tagsbegebenheiten voll, alte Pergamente, die er zu lesen verstand wie selbst Geschriebenes, trieb er überall für Geld und gute Worte auf, und konnte im Sammeln, Registriren und Studiren kein Ende finden. Wer seinen Geburtstag vergessen hatte, der fragte ihn und erfuhr zugleich, in welchem Hause er das Licht erblickt hätte; wer mit seinem Nachbar einen Prozeß haben wollte, der durfte sich nur an ihn wenden und ihm wurden zu Ansprüchen so viel Belege, daß die Rechtsgelehrten beschämt die Hände in den Schoos legen konnten. Für all die namenlose Mühe bestand sein Lohn nur in dem Bewußtsein, Alles besser zu wissen, überall zu Hause

zu sein, wenn er in seinem Archiv kramte. Moro nannte ihn seinen ersten Historiker, darum aber war der Prior nicht geneigt, ihn den ersten Regenten zu nennen. Wenn vom Ruhm des Hauses Sforza die Rede war, so unterbrach er sie mit den Worten: „ja, so Einer wie euer Vater Franz Sforza wird nicht mehr geboren. Wie Keiner wußte er das Herzogthum als Held zu behaupten, er baute mir mein Kloster, er baute das große Krankenhaus, und wahrlich um Mailand stünde es besser, wenn er länger gelebt. Nicht wahr," wandte er sich an Beatrix, um auch mit ihr anzubinden, „Herzogin sein, ist besser, denn Herzogin spielen. Ließe sich nur eine Verschreibung vorfinden, die Euch nütze wäre." Alle Versammelten suchten an dem unbescheidenen Schwätzer zu zupfen und seinen Uebermuth zu kirren; wem eine satirische Ader schlug, der strebte seiner Eitelkeit eine wunde Stelle abzusehen, um ihn empfindlich zu verwunden. Aber vergeblich.

Der Bruder Vincenz schien es nicht zu merken und ließ sich nicht stören. Nur die Musik besänftigte sein rücksichtsloses Wesen. Wenn Franchini Gafori aus Lodi auf den Wink der Frau Beatrix in die Laute griff, die er trefflich spielte, dann horchte er auf und schwieg. Von Rührung ergriffen, faltete er die Hände wie zum Gebet und der unangenehm erregten Gesellschaft kehrte die rechte Stimmung wieder.

Die Rotella, das wunderbare Bild von Leonhard da Vinci, hatte oft schon Auftritte veranlaßt ähnlich dem beschriebenen. Moro erinnerte sich unter seinen Gästen, daß er, der manchmal dem Tode ins Auge geblickt, selbst einmal davor zurückgeschaudert sei. Er schloß die Erzählung mit dem Scherz, daß man ein solches Bild an die Rocca heften müsse zur Verscheuchung lüsterner Raubvögel. Der Baumeister Bramante faßte das Wort ernst auf und erklärte, daß Leonhard in Florenz, der alles könne, was er wolle, sei es in der Ma-

lerei, Bildhauerei oder Baukunst, der alles versuche und es in allem zur Meisterschaft bringe, auch die wichtigsten Erfindungen in der Kriegskunst gemacht habe. Er berichtete von hohlen Kugeln, die er bei ihm gesehen, welche mitten in die Feinde geschleudert werden könnten und die, mit Pulver gefüllt, zerplatzten und große Verwüstungen verursachten. Leonhard könne die Wurfweite berechnen und sie an jeden zu bestimmenden Ort senden. Er habe ihm alles durch Zeichnungen verdeutlicht und dargethan, daß Archimedes' Kunst dagegen nur eitel Spielwerk sei. Der Bruder Vincenz lachte dazu und meinte, daß die Wunder heut zu Tage nur in's Bereich der Kirche gehörten und daß Fabeln, je größer sie wären, desto weniger Glauben verdienten. Dies hielt Moro nicht ab, sich näher nach dem seltenen Künstler zu erkundigen, nach seinem Lehrmeister, welcher seinen Ruhm vornehmlich einer Ritterstatue in Venedig verdanke, nach seinen Arbeiten und Bestrebungen, und

Bramante konnte nicht Worte finden in feuriger Lobpreisung des begabtesten aller Jünglinge. Er gehe damit um, sagte er weiter, durch seinen Scharfsinn Mittel aufzufinden, um auf dem Wasser zu wandeln, im Vogelflug durch die Lüfte zu schweben. Bei der scheinbarsten Unmöglichkeit würde Einem durch Zeichnungen, wie er sie ihm vorgewiesen, Glauben aufgenöthigt. Er habe gegen ihn behauptet, daß man es der Sonne überlassen müsse, Landschaften zu malen, und ihn in eine dunkle Kammer geführt, wo nur einzelne Strahlen durch ein Glas auf eine Wand fielen, auf der er zu seiner größten Verwunderung die ganze Gegend mit Häusern und Bäumen in der bestimmtesten Zeichnung, in der lebendigsten Färbung, wenn auch verkehrt, wie im Spiegel gesehen. Der Prior griff den Ausdruck „verkehrt" auf zu wohlfeilen Witzreden.

Als ein anderes Mal die Gäste wieder beisammen waren, reichte Moro diesem ein langes Schreiben und er las, wie folgt:

„Ich habe jetzt, durchlauchter Herr, zur Gnüge die Arbeiten aller Derjenigen, die für Meister und Erfinder von Kriegswerkzeugen gelten, angesehen und betrachtet und in ihren Erfindungen durchaus nichts Ungewöhnliches wahrgenommen. Ich glaube, ohne jemanden etwas abzuborgen, mich Eurer Herrlichkeit als Den empfehlen zu können, der geheime unbekannte Künste mitzutheilen weiß, daneben hoffe ich meinen Dienst zu voller Zufriedenheit für alle Zeiten in all den Dingen antragen zu können, die im Gegenwärtigen kurz verzeichnet sind.

1. Ich weiß ein Verfahren, leichte Brücken zu bauen, die ohne Mühe hin und her zu tragen sind, um auf ihnen die Feinde zu verfolgen und wiederum sie zu fliehen. 2. Ich verstehe bei einer Belagerung von einem Ort das Wasser durch Gräben abzuschneiden und unzählige Brü-

ckensteige durch Leitern anzuordnen. 3. Deßgleichen, wenn wegen der Höhe des Walles und der Lage der Außenwerke bei Belagerung eines Ortes die Anwendung der Bombarden nicht möglich ist, so kenne ich ein Verfahren, jede Bastei und jedes Außenwerk auf andere Art zu zerstören, wenn es nicht auf Felsen steht. 4. Ich verstehe mich auf Bombarden, die äußerst bequem und leicht zu tragen sind, um durch sie einen Schloßenregen zuwege zu bringen, verbunden mit einem Rauch, der beim Feinde großen Schrecken erregen und Verwirrung anrichten wird. 5. Deßgleichen weiß ich unterirdische Gänge und gewundene Engpässe anzulegen, um ohne Geräusch zu einem gewissen Ort zu gelangen, selbst unter Gräben und Flüsse. 6. Deßgleichen mache ich wohl verdeckte und unangreifbare Panierwagen, die, mitten in die Geschützreihen der Feinde eindringend, nicht (soviel

auch der Bewaffneten sein mögen) zerbrochen werden können; hinter ihnen kann das Fußvolk gänzlich ungefährdet und ohne Hinderniß vorrücken. 7. Deßgleichen werde ich bei vorkommenden Fällen wirksame und durch die Luft zu werfende Bombarden anfertigen, wie man sie noch nicht kennt. Ueberhaupt werde ich nach der Verschiedenheit der Umstände unzählig verschiedene Angriffswaffen erfinden. 8. Und wenn es zu einem Seegefecht käme, so weiß ich viele der wirksamsten Instrumente zum Angriff und zur Vertheidigung. Ich gebe Flotten an, welche den mächtigsten Bombarden trotzen, wie dem Pulver und Qualm. 9. In Zeiten des Friedens glaube ich durch meine Leistungen bestens zu genügen und will es mit jedem in der Baukunst aufnehmen in Errichtung von öffentlichen und Privat-Gebäuden, in der Leitung des Wassers von einem Ort zum

andern. 10. Deßgleichen werde ich in der Bildnerei alles leisten in Marmor, Bronze und Thon: gleicher Weise in der Malerei, was man nur darin schaffen kann, so gut als irgend Einer, wer es auch sei. Auch kann man mir die Arbeit der beabsichtigten Ritterstatue von Bronze übergeben, die zu unsterblicher Ehre und ewigem Ruhm dem seligen Andenken Eures Vaters und dem ganzen berühmten Hause Sforza gereichen wird.

Wenn einige von den oben angeführten Dingen diesem oder jenem unmöglich und unausführbar scheinen sollten, so bin ich gern erbötig, davon eine Probe an jedem Orte abzulegen, nach dem Befehl Eurer Herrlichkeit, der sich auf das Unterthänigste empfohlen haben will

Leonhard da Vinci,
in Florenz."

Mehr als je schüttelte der Prior mit dem Kopf. „Wer so viel kann,“ sprach er, „der kann nichts, auf einen so langen Brief gebührt sich keine Zeile Antwort.“

Da die Gelehrten und Künstler wieder zusammenkamen, war die Zahl der letzteren um einen reicher. Ein junger Mann in schwarz sammetnem Anzug, mit braunen Locken, die reich sein schönes Angesicht umwallten, ganz Adel in dem erhabenen Wuchs, den hoheitsvollen Zügen, dem edeln Anstande, saß in der Mitte und entlockte einer eigends gestalteten Lyra zaubervolle Melodien. Die Saiten wurden Strahlen, die den jugendlichen Apoll in blendendem Glanze verklärten. So harmonische Töne, so einstimmige Beifallsbezeugungen waren gleich unerhört. Der Bruder Vincenz kam später in die Versammlung, schon von Ferne vernahm er die Musik und erkannte bald, daß der Musiker Gafori nicht der Spielende sei. Je andächtiger er lauschte, desto mehr hielt er den

Odem zurück, desto sachter trat er mit den geflochtenen Schuhen auf. Der Störung sich, selbst bitter zeihend, zog es ihn mit Allgewalt in den Saal, zu dem Stuhl des Musikers. Als dieser die Saiten allmälig verstummen ließ, da traten ihm die Thränen in die Augen, so kommt, wenn die Sonne scheidet, der Thau zum Vorschein, damit ihr doch noch etwas nachglänzt. „Wenn Ihr ein Sterblicher seid," rief jetzt rasch hinzutretend Vincenz Bandelli, „so seid Ihr kein anderer, als Leonhard aus Florenz. Warum setztet Ihr nicht obenan in Eurem Brief, daß Ihr göttlich die Lyra zu spielen versteht?" „Weil ich mehr als spielen kann," war die Antwort des Fremden. Und Niemand zweifelte daran, der, ohne Werke von ihm gesehen zu haben, seinem Gespräch zuhörte, das er über Anatomie mit dem Arzte führte, über den Druck des Wassers mit dem Mathematiker, über Firnißstoffe mit dem Maler, über Hebewerkzeuge mit dem Baumeister,

über den göttlichen Dante mit dem Dichter. „Wer so viel kann, der kann nichts," flüsterte Moro dem Prior zu. Der schüttelte wieder mit dem Kopf, aber diesmal sah jener es gern.

Ludwig Moro war willens, seinem Vater Franz Sforza ein Ehrenmal zu errichten, um welches Mailand alle Städte beneiden sollten. Um das Geschick des talentvollen Jünglings, dem er das Werk zu übergeben gedachte, zu prüfen, trug er ihm auf ein kleines Badehaus zu errichten, wie es Frau Beatrix längst begehrt hatte. Auch bekannte Leonhard, daß zur Ausführung einer riesenmäßigen Statue, wie er sie heischte, gründliche Vorarbeiten unumgänglich nöthig seien. Der Besteller hatte sie sich weniger weitläufig gedacht und wünschte sie möglichst beschleunigt, als ihm die Söhne geboren wurden.

Schon als sein älterer Bruder lebte, erschien es dem Moro als ein Fehlgriff des Schicksals, daß es jenen mit dem Herzoghut schmückte und

ihn nicht. Er lobte den jungen Cyrus, der, der Uebermacht seines Geistes inne werdend, gegen seinen Bruder, den persischen König, mit gewaffneter Hand auftrat. Büßend für seine Willkür und Härte, erlag den Dolchen von Unzufriedenen der Herzog. Dessen Sohn Galeazzo war nicht zu fürchten. Lange wünschte Ludwig Sforza Das zu heißen, was er war, und hatte sich in vielen Briefen an den Kaiser Maximilian gewendet, ihm die Belehnung zu verleihen. Nie mehr als jetzt. Die Gründe, aus denen er seine Ansprüche ableitete, mußten künstlich gestellt werden, keck alle Zartheit verleugnen und nicht der Lebenden und Todten schonen. Der Gewaltstreich, der vorbereitet wurde, sollte jählings fallen, damit der Getroffene keine Zeit zur Besinnung und Abwehr gewönne. Moro stellte die gewöhnliche Meinung in Abrede, daß sein Vater, der Graf Franz Sforza, die Herzogswürde durch Erbfolge erhalten, sondern erklärte, daß er, dem die Stadtthore ver-

schlossen wurden, auf dessen Kopf, als den eines Aufwieglers und Feindes, ein Preis gesetzt war, durch Heldenmuth sie sich errungen hätte, kurz bevor er, Moro, in die Welt gekommen. Welches Erbrecht hätte Bianca seine Mutter gehabt, die, wie er ebenso freimüthig als rücksichtslos gestand, nur eine natürliche Tochter des letzten Visconti gewesen sei? Er, Moro, sei im Purpur, der erschlagne ältere Bruder dagegen nur als Graf geboren. Die Wege, zum Ziel zu gelangen, gab der gewitzigte Prior an, aber nicht ohne die Bemerkung, wie der Verstand als müßiges Spiel manches ausklügeln könne, wovor die Tugend gebührender Maßen zurückschaudern müsse.

Wenn Moro so sonder Scheu die kindliche Ehrfurcht aus den Augen setzte, so wollte er den Fehl auf eine glänzende Weise verdecken. Das Bronzebild von Meisterhand sollte späten Jahrhunderten noch als ein Denkmal des Ruhmes und der kindlichen Dankbarkeit gelten.

Während Leonhard dazu mühsame Studien machte, entstand das Badehaus wie durch Zauberspruch. Mitten in dem Labyrinth stehend, wo die Laubgänge sich in allerlei Winkeln grillenhaft durchschnitten, hatte ihm der Künstler ein entsprechendes Ansehen gegeben. Es zeigte die Form eines Zeltes, da es wie dieses beim Sonnenbrande Schatten und Kühlung gewähren sollte. Das Aeußere war geschmackvoll, das Innere anmuthig und zweckgemäß. Das Licht fiel von oben in das Gemach und sinnreich verschlungene Figuren an dem Kuppelgewölbe, wo vielfarbige Linien in mancherlei Sternen sich verbanden und auflösten, beschäftigten angenehm die Phantasie des Badenden und ließen das beengend Eingeschlossene nicht empfinden. Die Art, wie das Wasser geleitet und gewärmt wurde, war eben so glücklich als eigenthümlich ausgedacht.

Es fehlte nicht an Dienstbeflissenen in der Rocca und im herzoglichen Schloß, die haar=

klein hinterbrachten, was sich hier und dort begab. Jede Bewegung, jeder Schritt tönte durch Mauern und über Wälle wider. Mit lauernder Eifersucht bewachte man sich gegenseitig. Aeußerlich that man gegen einander fremde, um desto unbemerkter die regste Theilnahme an des Andern Handlungen zu nehmen. So war es keineswegs zufällig, als die Herzogin gerade im Castell erschien, da das Badehaus eingeweiht und Frau Beatrix vor ihrem Kirchgange ein Bad nehmen sollte. Wenn die Eine wie vordem in rosiger Schönheit blühte, so merkte man auch der Anderen die Kranke nicht an, die sich an die Hülfe mehrerer Aerzte gewandt und sich warme Bäder hatte verordnen lassen. Auch der Klage über empörende Beschränkung mochte man nicht Glauben beimessen, wenn man die Herzogin in goldstrotzendem Gewande mit zahlreichem Gefolge einherschreiten sah. Beide Frauen trafen am Badehaus zusammen, das durch aufwirbelnde Dampfwolken die Stelle des

versteckten Rauchfanges verrieth. Beatrix ertrug die vornehme Begrüßung, indem sie deutlich genug zu erkennen gab, wie sie als Wirthin sie ertragen müsse. Als aber Isabella mit höhnendem Spott ihre Theilnahme an der Vergrößerung des Hauses Sforza äußerte, wiederholt von dem Glück sprach und das unschickliche Wort sich erlaubte, zwei auf einen Wurf, da konnte die Beleidigte sich nicht halten und bat sie, sich einer Herzogstochter gemäß zu zeigen, damit man nicht an der Wahrheit ihrer Abkunft zweifelte. „Ich vergesse es," rief Isabella vor Zorn erglühend, „über der Herzogin, der Herzogin, die ich Euch in Erinnerung bringe." Sie winkte einem ihrer Edelknaben, der die Thüre des Badehauses ihr öffnete, Frauen aus ihrer Begleitung, die in Körben Wäsche und die nöthigen Kleidungsstücke trugen, traten hinzu, als der lange dürre Diener Gregor unberufen sich in die offene Thür stellte und mit dem schielend grinsenden Blick die Zuthätigen zurück-

zuweichen bedeutete. Ihr ganzes Innere kam in Aufruhr, als Isabella den Menschen sah, auf dem schwere Blutschuld lastete und den nur frevler Hohn über Recht und Gesetz dem Galgen entrinnen ließ. Sie faßte sich und faßte ihre Gegnerin wieder ins Auge, als diese erklärte, daß sie sich habe das Badehaus erbauen lassen und jetzt ein Bad nehmen werde. In gereiztem Ton fragte jene, ob sie, die Herzogin, nach ihr, nach ihr der Sechswöchnerin, sich baden solle, ob sie etwa nicht wisse, daß ihr, der Herzogin, nicht allein die Rocca und alles, was darin enthalten sei, sondern das ganze mailändische Gebiet gehöre. Beatrix lachte laut auf und meinte, daß es zu den unschuldigen Träumereien Galeazzo's gehöre, Herzog zu sein. Es kam zu den härtesten Erörterungen, die Frauen wogen den Werth der Männer gegen einander ab, Beatrix dachte der Säuglinge nicht, als sie bei der Aeußerung vor Aerger zitterte, daß der treulose Moro nicht anders als den Herzog sein eignes

Weib betröge. Der Wortwechsel ward immer heftiger und lauter, Diener drängten sich herbei, theils aus Neugierde, theils in der Absicht, um, wenn es zu anderem Streit käme, ihrer Herrschaft zur Seite zu stehn. Isabella brach endlich ab und mit der Geberde der Verachtung verließ sie den Ort. So viel ließ ich mir bieten, jetzt keine Nachsicht mehr! dies las man deutlich in ihren Mienen, als ihr Kleid Denen, die abwechselnd ihr nachsahen und sich ansahen, vorbeirauschte.

Es dauerte nicht lange, so kam ein Brief, den Galeazzo, dessen überwallende Hitze längst wieder in duldsame Unentschlossenheit übergegangen war, ungern unterzeichnet hatte, worin dem Empfänger Ludwig Sforza aufgegeben wurde, das Castell zu räumen und die einstweilige Herrschaft niederzulegen. Die Antwort war, daß außer Gott ihm nur der deutsche Kaiser befehlen könne.

Isabella hatte keinen anderen Bescheid er-

wartet. Einen festeren Anhalt als an ihrem Vater, dem Herzoge von Calabrien, hatte sie an ihrem Großvater, dem Könige von Neapel. An ihn schrieb sie. Sie nannte sich eine Gemißhandelte und den Moro einen Usurpator. Mit den grellsten Farben schilderte sie ihre Schmach und seine Gewaltthätigkeit, der ohne Scheu und Scham die Herrschaft für sich und die Seinigen an sich reiße, wie sie darbe, während er des Landes Mark vergeude durch sybaritische Mahlzeiten, circensische Spiele und die Unterhaltung von allerlei Gauklern und feilen Lobrednern, die seinen Hofstaat bildeten. „Zeit sei es," schloß sie ihren Brief, „mit den Waffen einer Willkür zu begegnen, die dem ganzen Italien gefährlich werden könne. Ihr der Flehenden keinen Schutz zu gewähren, könne nur in Unmacht oder Lieblosigkeit Erklärung finden."

Um nicht durch zu häufige Anwendung lebhafter Farben deren Wirkung zu schwächen und sie für die Beschreibung eines späteren Festes zu versparen, möge die Taufe nur genannt werden, die mit größtem Pomp im Dom vollzogen wurde und an die sich glanzvolle Aufzüge und üppige Schmausereien anknüpften. Der ältere der Zwillinge empfing nach dem deutschen Kaiser, der zu den Pathen gehörte, den Namen Maximilian, der jüngere, Franz, nach seinem Großvater Sforza. Die Dichter verherrlichten den Tag mit Klang und Sang um so lieber, als sie, da das Pärchen geboren wurde, gefeiert hatten, anstatt ihre Erscheinung mit Dankhymnen zu feiern. Damals waren die Musen stumm vor Staunen. Bellincioni hatte ein Gedicht vorräthig, womit ein junger Weltbürger begrüßt wurde, der aus der Urne des Schicksals für Mailands Glück den Hauptgewinn ziehe. Taccone war vorsichtiger zu Werk gegangen, indem er, das Geschlecht

unentschieden lassend, nur von einem Engel sang, der im Lächeln vom Himmel die Urkunde brächte, daß Ludwig Sforza's Haus den höchsten Glanz zu erringen bestimmt wäre. Lazzaroni glaubte nicht minder klug zu Werke zu gehn, wenn er es auf etwas Mühe mehr nicht ansähe und zwei Preisgesänge anfertigte, den einen für einen Knaben, den anderen für ein Mädchen berechnet. Alle waren im Irrthum. Wer mag es ihnen aber verargen und die Berücksichtigung aller möglichen Fälle verlangen? Wenn sie eine Zwillingsgeburt vorhergesehen, so hätten sie zwei Knaben füglich mit Pollux und Castor, einen Knaben und ein Mädchen mit Apoll und Diana verglichen, aber zwei Mädchen? Hier hätten sie um der Grazien willen die Zahl drei wünschen müssen, und sie wären zu den Drillingen gekommen, um kein Ende des etwa Erforderlichen abzusehn.

Wie die Dichter, so veranlaßte Moro, der glückliche Vater, auch die Maler durch ein

Werk ihrer Kunst das Andenken des frohen Ereignisses zu ehren. Ein Gemälde mit den Bildnissen der Gattin und den Zwillingsknaben sollte Bernhard Zenale, ein zweites Ambrosius Borgognone, der zu den bedeutenderen Künstlern gehörte, ein drittes Leonhard fertigen. Das erste sollte ein Altarblatt für die Ambrosius-kirche werden, über die Bestimmung der anderen behielt er sich die Entscheidung vor. Zenale war von zu großer Liebe und Ehrfurcht für die Darzustellenden erfüllt, um nicht die größte Mühe daran zu setzen. Dazu kam, daß er durch die Bestellung in einen Wettstreit mit Leonhard trat, der der Abgott der Mailänder zu werden versprach. Er dachte nicht daran, daß bei der Verschiedenheit der Künstler die Bilder zu verschieden ausfallen müßten, als daß ein Vergleich möglich wäre. Zenale wurde nicht müde, Entwürfe über Entwürfe zu fertigen, lange darunter zu wählen, bis er das Rechte gefunden zu haben meinte. Zu den

Seiten einer thronenden Gottesmutter sollten die vier Kirchenväter stehn, davor Ludwig und Beatrix anbetend einander gegenüber knien nebst den beiden Neugebornen. Unzählig oft mußte seine Gönnerin ihm sitzen, die er bald mit dieser Wendung des Kopfes, bald mit jener zeichnete. Noch häufiger betrachtete er sich die Kinder schlafend und wachend, schreiend und lachend und ließ nichts unversucht, um sie treu aufzufassen. Glücklich darüber, das Schwerste überwunden zu haben, setzte er sich an die Staffelei. Von früh bis spät malte er und freute sich des Gelingens, wie langsam auch die Arbeit vorschritt. So vergingen Monate, bis eine Aengstlichkeit ihn beschlich und ihn nöthigte, seine Schöpfung mit der Natur zu vergleichen. Wie erschrak er, als er die blühenden Kinder kaum mehr wiedererkannte, die im Schutz der mütterlichen Pflege trefflich gediehen. Was blieb ihm übrig, als von Neuem sich der verzweiflungsvollen Mühe hinzugeben, das viel

bewegliche Element in bestimmten Linien fest-zuhalten? Was er gemacht, schabte er ab, weil die zeitgemäße Verbesserung noth that. Es half ihm wenig. Wieder ließ er eine lange Zeit verstreichen, und wieder hatte er den Gram vergeblicher Anstrengung. Die Flut der immer mehr sich steigernden Lebenskraft bei den Kindern ließ das mühsame Machwerk seines Pinsels zum Spott werden. Ehe er die Blüthen zum Kranze gesammelt, waren sie ihm verwelkt. Dennoch unverdrossen, zeichnete und veränderte er immer. Unpäßlichkeiten mancher Art, seine Beschäftigung am Dombau unterbrachen mehr-fach seine Thätigkeit. So vergingen nicht Mo-nate, sondern Jahre, und als nach sechs Jahren die Tafel aufgestellt wurde, da erschienen sie als tüchtige Buben, die er als Säuglinge zu malen angefangen.

Auch Ambrosius Borgognone, der ein Schü-ler eines alten Malers Foppa zu sein sich be-rühmte, dünkte die Aufgabe nicht leicht. Am-

brosius malte nur Kirchenbilder und brachte gern auf ihnen den h. Ambrosius an, als den Hauptheiligen der Stadt und seinen eignen Schutzpatron. Eine kindliche Unschuld umspielte den Mund des graubärtigen Mannes und diese strahlte als beseligende Gottinnigkeit in seinen Gemälden. Wohlthuende Heiterkeit gab den noch starren und ungelenken Gestalten bei ihm Weichheit und Seele und überduftete mancherlei Herbes. Vorzüglich gelangen ihm Kindesengel. Er beschloß die erhabene Beatrix als Madonna abzubilden, wie sie sich siegprangend über das Irdische erhebt. Wie aber sollte er die Knaben darstellen? Da fiel es ihm ein, und er vermeinte, der heilige Geist sei sein Rathgeber gewesen, sie auf die edelste Weise durch zwei Heilige zu bezeichnen, die in Mailand als Zwillinge geboren wurden und in Mailand für die Ehre des Glaubens bluteten, nämlich der h. Gervasius und Protasius. Nicht anders denn als Männer konnte er sie malen, aber

mit Zügen, die die Verwandtschaft mit Ludwig Moro außer Zweifel setzten. Auf dem Kirchenbilde, das ungeachtet der Beihülfe von Schülern langsam zur Vollendung gedieh, sah man unten die zwölf Apostel kniend um das Grab der Himmelskönigin, an den Seiten standen rechts die Heiligen Ambrosius und Protasius, links die Heiligen Gervasius und Augustinus, denn der letztgenannte Kirchenvater war anwesend, als der h. Ambrosius die nach Jahrhunderten unverwest gebliebenen Zwillingsbrüder und Märtyrer feierlichst in dem Altar seiner Kirche beisetzte. Die himmelan schwebende jungfräuliche Mutter empfängt Huldigungen von Engeln, die sie begleiten, Engel stoßen in die Osterposaunen und Engel halten die Krone über ihrem Haupt. Ein in seiner Art ausgezeichnetes Werk.

Den alten Künstlern gegenüber erschien Leonhard's Kraft noch unbegreiflicher als sonst. Auch er kannte das peinigende Gefühl, nachsinnend

mit der Erfindung nicht sogleich ins Klare zu kommen, doch bald leuchtete ihm ein Blitz tageshell in das Dunkel hinein, und wie das begeisterte Wort die Feder des Schreibers überflügelt, so vermochte sein Stift nicht der Eingebung des Genius zu folgen. Als Leonhard einst den Kunstfreunden in der Akademie eine große Zahl älterer Zeichnungen vorlegte, bemerkte Vincenz Bandelli, daß die Figuren ihm zu wenig kirchlich aussähen, worauf Bellincioni, um den Widerspruch zu überbieten, behauptete, daß sie zu wenig heidnisch seien. Die Schamhaftigkeit, meinte er, käme den neuern Künstlern sehr zu Statten, um ihre Unfähigkeit zu verbergen, es den Alten gleich zu thun. Nichts zu verhüllen, wäre der Griechen Art und mit Recht, denn die Schönheit sei Licht, das getrübt würde, wenn man es durch farbiges Glas fallen lasse. Leonhard zürnte nicht dem Eifernden, er war ihm dankbar, denn jetzt wußte er, wie das Gemälde mit den Bildnissen werden

müsse. Sein Entschluß stand fest, die Kinder als die Dioskuren und die Mutter, deren Ebenmaß ihm beim ersten Anblick aufgefallen war, als Leda zu malen. In unverhüllter Schönheit steht sie neben dem ihr zugekehrten Schwan. Wie sie mit den Händen seinen Hals umschlingt, umfängt er mit dem rechten Flügel die blendende Gestalt. Zu dem Gewagtesten des Gewagten gehörte es, den Gatten als Schwan zu denken. Wenn man auch nachmals den Beinamen Moro als Maulbeerbaum erklärte, der, ein Sinnbild der Klugheit, später aber dann auf einmal Blüthen treibt, die sich schnell in Früchte verwandeln, so war es bekannt, daß die Mutter ihn Moro, den Mohren, wegen seines schwarzlockigen Haares und seiner braunen Gesichtsfarbe nannte. Leonhard stellte weislich die nackte Schöne so, daß der verwandelte Liebhaber von ihr beschattet wurde, Leda erschien als Schwan und der Schwan als Mohr. Mit verschämtem Lächeln blickte sie nieder zu den

Götterknaben, die aus den gesprengten Eierschalen zum Vorschein kamen und des Lichts und der Freiheit sich freuten. Hier und da sah man in der Landschaft Wasser, aus dem im Hintergrunde die Rocca emporragte. Zenale wollte die Dinge, wie er sie sah, auf die Tafel setzen und vermochte es nicht. Leonhard malte sie, wie sie sein müßten, und irrte nicht. Nicht wie er sie in der Wiege gezeichnet hatte, waren hier die Kinder zu sehen, sondern in dem Alter, in dem sie, ihrer Kraft sich bewußt werdend, zu kriechen anfangen; der eine, von der Anstrengung ein wenig ruhend, schaut stolz zur Mutter empor, der andere eben so froh zurück zu der bereits durchlaufenen Bahn. Niemand zweifelte, daß Franz und Maximilian einst so aussehen würden. Auch Beatrix, der, um sie zum Zorn zu reizen, Moro mit schalkhaft prüfendem Auge das Bild vorhielt und seine Freude daran hatte, wie jeder verstohlene Blick mit einem Erröthen büßte, konnte, als sie allein

und keinen Ueberfall fürchtend, ihr Ebenbild betrachtete, es im Einzelnen nicht tadeln. Wenn sie vorher über den Gedanken erschrak, so jetzt über die ergreifende Wahrheit. Ist es doch, sagte sie sich, als wenn er dafür, daß er mir das Badehaus errichtete, als Preis mich im Bade gesehn. Sie schalt der Keckheit, aber von Herzen zürnte sie nicht.

Das Bild war nur noch Farbenzeichnung, aber jede Linie in ihm ein Meisterstrich. Leonhard war schon, bevor er nach Mailand kam, unter dem Namen des Apelles von Florenz bekannt, um wie viel mehr galt er jetzt dafür, da seine Leda ein Seitenstück zu der Venus Anadyomene genannt wurde. Viel wurde darüber hin und her gesprochen und also gar verschieden darüber geurtheilt. Der Eine nannte die Erfindung einen Triumph, der Andere eine Entweihung der Kunst, der Eine eine sträfliche Verhöhnung der Sitte, der Andere eine Erhebung über alles Vorurtheil. Darin stimmten Alle

überein, daß die mailändischen Maler zusammen ein Werk der Art nicht darzustellen im Stande wären. Eine fruchtbare Aufregung ließ sich überall erkennen. Den Jünglingen, die bis dahin geduldig bei Zenale, Borgognone und deren Kunstgenossen die altfränkischen Heiligenköpfe nachzeichneten und nachmalten, leuchtete nun die Ahnung eines höheren Strebens auf. Mit dem Gefühl, mit dem der Gefangene die blank geriebenen Ketten fallen hört, stürmten sie in die ihnen fremd gewordene Welt der Wahrheit, sie zerbrachen ihre beinahe vollendeten Bildtafeln, um durch dieses Opfer, wo möglich, sich von der Erinnerung eines irrigen Treibens loszukaufen, sie hielten es für eine Versündigung, fortan mehr als Einen Herrn und Meister zu nennen. Wenn das Edle des Eifers bisweilen auch Gereiztheit, Muthwille und Hohn trübte, so sah es Moro gern, wie die Lernbegierigen sich um Leonhard's Zeichnungen stritten, in deren unvollkommnen Theilen

selbst sie Schönheiten entdeckten, wie ihr ganzes Wesen sich in Verehrung für den Florentiner auflöste. Oft, mit Thränen in den Augen, flehten sie ihn, sie zu leiten und zu lehren. Unter der großen Zahl derer, die ihm ihre Dienste antrugen, da Moro ihm den Auftrag gab, einen Saal des Schlosses zu malen, wählte er Franz Melzi und Andreas Salai. Der letztere war arm, der erstere aber stammte von vornehmen Eltern, die vordem die Ausübung der Kunst mit dem Adel ihrer Familie unvereinbar hielten. Nicht nöthig war es, die Jünger bei den Haaren herbeizuziehn, obgleich er gern sie an ihnen ergriff. Beide noch im Knabenalter, von jungfräulicher Zartheit, hatten üppig wallende Locken, an denen Leonhard besonders Gefallen fand. Als Muster für Engelbildungen benutzte er sie oft. Zu Schülern wählte er schon darum die jüngsten, weil sie weniger zu vergessen hatten als andere, die in der längeren Lehrzeit sich um den unbefangenen Blick der

Wahrheit, um den offenen Sinn für Naturschönheit gebracht hatten. An seinem eigenen Beispiel kannte er, wie fest oft das Gelernte hafte. Wider Willen wiederholte er immer, so mannichfaltig sonst seine Hervorbringungen waren, die lachenden Frauenköpfe, die er nach Zeichnungen seines Lehrers einst in Thon nachbildete.

Unter schönen Deckenstücken malte Leonhard in dem Saal in vier und zwanzig Feldern Geschichten, die die vornehmsten Thaten der Römer dem Beschauer vergegenwärtigten. Durch Pilaster waren sie von einander getrennt. Melzi und Salai, die geringe Handreichungen ihm leisteten, sahen nur, was er machte, sie hörten nur seine Rede, und wußten nicht, ob sie mehr sehend oder hörend lernten, das aber wußten sie, daß sie immer heller sehen lernten. Der Weg aus dem Saal führte durch den viereckigen Hofraum. Hier von außen, unten an den Mauern, waren alle Visconti zu Pferde gemalt,

die den Herzogsmantel getragen. Das Haupt der mailändischen Maler, Vincenz Foppa, der in Brescia geboren und gestorben war, hatte sie gemalt. Sie fanden Bewunderung und auch die beiden Kunstjünger konnten anfangs den mächtigen Gestalten mit silbernen Harnischen und den goldenen Halsketten nicht ihren Beifall versagen. Aber je weiter Leonhard in seiner Arbeit fortschritt, an der auch das Gold, die kostbarsten Farben, wie Ultramarin, Smalte und Indigo, nicht gespart waren, desto weiter blieben jene Reiter hinter dem von ihm erfundenen Kriegsgepränge zurück. Als das erste Bild fertig war, da spotteten sie über sich selbst, daß sie solche Unnaturen, wie sie Foppa geschaffen, nicht beim ersten Ansehn verlacht hätten. Wahrlich die Gemälde Leonhard's waren von der Art, daß sie den Vertheidigern des Castells hätten unbezwingliche Kraft, unbeugsames Ehrgefühl einflößen, daß sie die Feinde hätten lehren müssen, dem Beispiele jenes Königs zu

folgen, der Belagerung und Sieg aufgab, um ein Werk des Protogenes zu erhalten.

Es war damals, als Bramante von Urbino den Bau des neuen Klosters, das zur Celsuskirche, einer der Basiliken Mailands, gehörte, vollendet hatte und die Mönche aus engen, unbequemen Räumen in stattliche Gemächer einzogen voll Dankes gegen Ludwig Sforza, dessen Großmuth ihnen noch im höheren Maß theilhaftig werden sollte. Das alte Kloster stand leer. Die hohen gothischen Fenster, die den ehemaligen Krankensaal, das Kapitel erhellten, gaben dem freigebigen Bauherrn einen Gedanken, der ihn schon allein des Namens eines Kunstbeschützers würdig gemacht hätte. Akademie wurde oft der Verein der Gelehrten genannt, der sich in seinem Schloß versammelte, eine Akademie anderer Art gedachte er hier zu gründen, eine Schule für Künstler, wie sie bis dahin nirgend bestand. Wenn ihm ein Entschluß in seinem Busen glühte, so war

ihm nicht bange, günstigen Widerschein zu wecken. Nicht dauerte es lange, so hielten Leonhard und Bramante über den Umbau des Klosters ernsten Rath. Zu ihnen gesellte sich ein Dritter, der Benediktinermönch Lukas Paciolo. Auf Leonhard's Wunsch und Moro's Verwendung wurde er aus Florenz nach Mailand versetzt. Paciolo war ein großer Mathematiker. Durch eine vieljährige Freundschaft sahen sich beide in ihren Bestrebungen gefördert. Des Künstlers erfinderischer Kopf und seine Beobachtungsgabe führten des Gelehrten Aufmerksamkeit auf unbekannte Kräfte, neue Erscheinungen, die er dann durch bestimmte Regeln und genaue Rechnungen feststellte. Mit Genehmhaltung des Erzbischofs versprach Paciolo in der neu zu errichtenden Schule den mathematischen Unterricht, wie Mark Anton della Torre den anatomischen zu ertheilen sich erboten hatte. Denn nicht genug konnte Leonhard den Kunstbeflissenen das genaue Studium beider Lehrgegenstände empfehlen, damit

sie die Natur begrenzen und in ihren verborgensten Wirkungen verstehn könnten. „Lernet,“ mahnte er die Schüler, die in immer größerer Zahl sich um ihn versammelten, „lernet, damit Ihr Euch nicht wie ein unverständiger Schiffer ohne Compaß auf das Meer wagt. Die Malerei ist nicht gleich der Musik, die mit der Geburt auch stirbt, jene gibt ein beständiges Zeugniß von Eurer Unwissenheit. Vor allem lernt Mathematik und entnehmt aus ihr die Regeln der Perspective, denn sie ist der Zaum und das Steuerruder der Malerei.“ Hierin pflichtete er nur den mailändischen Meistern, wie einem Zenale bei, die die Ergründung der Perspective sich ernstlich angelegen sein ließen. Empfindlich aber berührte er einen wunden Fleck, wenn er der Anatomie das Wort redete und sagte: „Wenn Ihr Anmuth erstrebt, so malt nicht Holz für Fleisch, nicht eine nackte Brust, die ähnlicher einem Sack von Nüssen ist, nicht ein nacktes Bein, das eher ein Bund Rüben

sein könnte." Wie viel Leonhard durch seinen Vortrag wirken konnte, ersieht jeder genugsam aus seinen Schriften über die Malerei, über Anatomie, Perspective, Licht und Schatten u. a. m., die für alle Zeiten des Künstlers Ziel und Richtschnur sein werden.

Die alten Maler sahen nicht ohne Betrübniß ihre Werkstätten leer. Die Jünglinge zogen ins Kloster, um unter Leonhard's Augen sich mit Reue von ihrem alten Leben abzuwenden, um mit Ernst ein besseres zu erstreben. Außer Melzi und Salai waren es Johann Beltraffio, Markus von Oggione, Cäsar da Sesto, später Lukas Lomazzo und viele andere, für die nach manchem Jahr sauerer Anstrengung von neuem die Lehrzeit begann. Alle waren froh und guten Muths, erfüllt von begeisterter Verehrung und hingebender Liebe. Nur bei einem der Zöglinge konnte Leonhard den rechten Willen nicht erkennen. Dies war Jachomo, ein Schützling des Priors Bandelli, für den er Urkunden

sauber abschrieb. Dieser glaubte, da er schöne Buchstaben zu malen verstand, so müsse er als Künstler einst etwas Tüchtiges leisten. Er hob sein gefälliges und anstelliges Wesen ganz besonders heraus. Der Erfolg zeigte, daß ihm der Lehrer mit Recht mistraute und er in mehr als einer Beziehung unwürdig war, dem Kreise wackerer Schüler anzugehören.

Die Leistungen der Künstlerschule waren seit ihrem Beginn überraschend groß. Kein Wunder, daß ihr Ruhm sich weit über die Grenzen des Mailändischen ausdehnte. Kein Fremder kam nach Mailand, ohne sie zu besuchen, und wer sie besuchte, der pries das Glück der Pflegebefohlenen. Um so auffallender mußte es scheinen, daß über dem Eingange ein viereckiges Feld, das Bramante für eine Inschrift bestimmt hatte, immer leer blieb. Moro forderte die Dichter und Weisen seiner Umgebung auf, die Lücke auszufüllen. Inschriften über Inschriften in Versen und Prosa wurden vorge-

schlagen, in dieser waren alle Verdienste des Begründers zusammengestellt, in jener Lobpreisungen der Kunst gehäuft. Keine gefiel unbedingt, und ungeachtet langen Berathens und Streitens konnte man sich doch nicht in der Wahl vereinigen. Da unterbrach Moro die Eifernden mit dem Versprechen, morgen eine Inschrift über der Künstlerschule anzubringen, die allen passend erscheinen sollte. Der Morgen kam und man las mit großen goldenen Lettern: Academia Leonardi Vincii.

---

Leonhard da Vinci that so viel Wunder in so mannichfaltigen Schöpfungen, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn er nicht bald selbst für ein Wunder gegolten hätte. Lukas Paciolo hatte Recht, wenn er sagte, daß bei Niemanden wie bei ihm That und Namen zusammenfalle und daß er in seiner Stelle auf jede Arbeit, sie sei ein Bildhauerwerk, Erz-

guß oder Malerei mit Genugthuung Vinci setzen würde. Vornehm und Gering blickte bald zu ihm ehrfurchtsvoll als dem ersten Künstler empor. Die anderen Maler, die bis dahin allgemeine Auszeichnung sich erwarben, sahen sich in trostlos verlassenem Zustande. Keiner wollte etwas von ihnen sehn, keiner von ihnen lernen. Das Ansehn Moro's schützte den florentinischen Apelles vor zu besorgenden Anfeindungen, noch mehr aber ein kluges Betragen gegen die alten Herrn, denen er dadurch, daß er ihren Rath verlangte, schmeichelte. Durch ihre Erfahrung, so schien es, wollte er das stürmische Talent des Fremden bezähmen und er hielt so selbst jeden Neid und geheimen Groll ferne von ihm. Doch auch ohne das würde Leonhard sich in Ehren behauptet haben, da er bald entscheidend durch die Fülle seines Geistes siegte, bald durch aufrichtig liebreiches Wesen die Herzen zu sich zog. Er besaß die Gabe, mit dem Gelehrten und Ungebildeten sprechen zu können, mit dem

Kinde und dem Greise. Nicht weniger als im Saal unter den Künstlern, als in der Akademie unter den Lernenden, war er in einer Schenke, die vor dem Römischen Thore lag, an seinem Platze. Sie hieß die Metzgerschenke, weil der Herr und die Mehrzahl der Kunden Metzger waren. Sonst verkehrten hier auch Fuhrleute und wandernde Bettelmönche, Hirten und Obstverkäufer. Der dicke Wirth mit der weißen Schürze und rothen Wollmütze, Merlino Cacalio, sah jeden gern, dem sein Wein schmeckte, vornehmlich aber den, der den Werth seiner wirklich schönen Pferde zu schätzen wußte. Ein solcher war Leonhard da Vinci, ein vornehmer Gast, der aber dennoch über Rauch und Pferdeduft in der Schenkstube nie die Nase rümpfte. Wenn Cacalio am Herde stand und den Brei und die Nudeln briet, schielte er oft zu ihm wohlgefällig hinüber und freute sich, wie es ihm mundete, wie er mit allen Kunden sich zu schaffen machte. Für manchen, der mühsam

in der Tasche nach Kupfer suchte, um, nachdem der Durst gelöscht war, den Kalk zu löschen, so nannte man die verdrüßlichen Kreidestriche an der schwarzen Rechnungstafel, bezahlte Leonhard die Zeche. Für den Wunsch einer glücklichen Reise empfing er dann wohl einen herzlichen Händedruck auf baldiges Zusammentreffen. Anfangs sahen sich die Gäste am langen plumpen Tisch, wenn die erste Neugierde gestillt war, durch die Gegenwart des Vornehmen unangenehm beengt. Sie flüsterten nur unter sich und der, der ihm zunächst zu sitzen kam, quälte sich ab, auch ein Wort von der göttlichen Kunst zu sprechen, zu fragen, wie viel Jahre und Jahrhunderte dazu gehörten, bis der Dom ganz und gar vollendet wäre. Leonhard antwortete in heiterer Laune und wußte das Gespräch geschickt auf Ludwig Sforza zu lenken, denn er wußte, daß alle sich in seiner Verehrung vereinigten. Mit behaglichem Stolz hörten sie den Fremden von ihrem

rechten Landesherrn, so nannten sie ihn, so viel Rühmens machen, und die Freude war groß, als er mit der Kohle auf einer Mauer ihnen sein geliebtes Bildniß zeichnete. Alle trüben Gesichter erleuchteten sich und der erzwungene Anstand löste sich in die ungebundenste Lustigkeit auf. „So freundlich," rief ein Metzger, „ganz so freundlich sah er dir Gevatter neülich aus, als du mit dem Rappen im Luststechen eine lahme Hand, aber auch den Sieg davontrugst." Leonhard erzählte verwunderliche Geschichten und ließ sich erzählen. Ueber den Häuptern der Versammelten hing ein gewaltiges Messer, und damit man es nicht wie Dionysius' Schwert fürchten sollte, an einem starken eisernen Haken. An der Spitze befand sich eine Glocke, an dem Griff ein Fuchsschwanz. Durch eine Schnur konnte man es in Bewegung setzen und für den, der nicht wußte, wem das Läuten der Glocke gelte, stand an der Decke in großen Lettern: „Für den Auf-

schneider." Wer des Absonderlichen gar zu viel von bestandenen Abenteuern, Kriegsthaten und Räubergeschichten vorbrachte, dem gab die Glocke einen Wink, sich aufzumachen, ehe die Balken über ihm zusammenkrachten. Der Maler faßte jeden scharf auf. So viel Gesichter waren, so entging ihm keine Eigenthümlichkeit; keine Aeußerung des Gefühls, kein Ausdruck des Verdrusses oder des Behagens war so schnell vorübergehend, daß er sie nicht festhielt, indem er bald verstohlen unter den Schmausenden, bald aus der frischen Erinnerung das Beobachtete aufzeichnete. An Begegnungen verschiedener Art fehlte es nicht. Hier verewigte er einen Schäfer, der sich den Dudelsack als Mütze aufgestülpt hatte, so daß die Pfeife ihm wie ein Elephantenrüssel hinten herabhing, hier zwei Zankende, von denen der eine grinst und der andere die Zunge ausstreckt, hier vier Alte, die sich vor Lachen schütteln, als er ihnen einen Schwank erzählt. Eine reiche Anschauung legte

sich so der Künstler als zinsreiche Summe an, in wenigen Strichen faßte er einen brausenden Lebenssprudel, im flüchtigen Umriß eine Aehnlichkeit zum Erschrecken. Wem mußte es bei solchem Gewinn in der dumpfen Herberge nicht wohl sein?

Und an Zeit gebrach es ihm nicht. Während all sein Sinnen auf die zu fertigende Ritterstatue gerichtet war, war es ihm möglich, Zeichnungen und Gemälde zu liefern für seinen Beschützer, für Freunde und Bekannte. Mit einer Gründlichkeit, wie keiner vor ihm, studirte er die Anatomie der Pferde, er ließ es nicht an Briefen und Bitten fehlen, um sich Abbildungen von Pferden antiker und moderner Kunst zu verschaffen wie von dem Rossebändiger in Rom, den Phidias schuf, von dem Reiter in Padua, einem Werke von Donatello, er grübelte über die rechte Weise nach, ein so gigantisches Werk in Erz zu gießen, und suchte seine Gedanken durch Zeichnungen zu verdeut-

lichen. Auf seinen Wunsch mußte Lucas Paciolo das zu verbrauchende Erz berechnen, das nicht weniger als 200,000 Pfund betrug. Aus Dankbarkeit lieferte er ihm dafür erläuternde Zeichnungen in verschiedenen Farben zu seinem bauwissenschaftlichen Buch über die göttliche Proportion, das in der Handschrift dem Moro zugeeignet ist, ferner zeichnete er nach der Anleitung des Mark Anton della Torre anatomische Tafeln von unerreichbarer Trefflichkeit mit Röthel und Federschraffirungen; Bellincione's Reime schmückte er mit dem Bildnisse des Dichters in Kupferstich, wie dieser denkend liest, und weckte dadurch in vielen Verfassern seitdem die Eitelkeit, ihren Schriften ihr Bildniß vorgesetzt zu sehn; für den gelehrten Musiker Franchino Gafori, der seine Praxis der Musik dem Cardinal Ascanius Sforza, dem jüngern Bruder Moro's, widmete, zeichnete er einen Mann, der auf einer Lyra spielt; für den Fechtmeister Gentile Borri, der auch zu der

Zahl der wohlbesoldeten Hofbedienten gehörte, entwarf er Gruppen von Kämpfern zu Fuß und zu Pferde. Bedeutender waren zwei Gemälde, die er im Auftrage Moro's fertigte, die, wenn sie aus besonderen Gründen weniger bekannt wurden, es nichts desto weniger verdienten, wie es auch geschah, durch Dichterpreis erhoben zu werden.

Neben der Gattin Beatrix konnte manche Schöne sich rühmen, für eine Zeitlang die Zuneigung des mailändischen Herrschers zu besitzen. Nicht als die römische Lucretia wurde von Leonhard Lucretia Crivelli gemalt, sondern als eine verlockende Nymphe, die durch ihren Liebreiz den Männerherzen Schlingen legt. Das Gelungene des Bildnisses war um so höher anzuschlagen, als Empfindung nicht den Maler begeisterte, der nur Einer Geliebten, der Kunst, huldigte. Er empfing als ehrenvolle Zuschrift von Balthasar Taccone folgendes Sinngedicht:

Die im Gemälde du schaust, ist Lucretia, welcher die Götter
Mit freigebiger Hand alles in Fülle verliehn.
Seltener Reiz, den ein Vinci gemalt, geliebet ein Moro,
Er Vorbild als Regent, jener ein Fürst in der Kunst.

Die Verse sprachen von vergangenen Zeiten und mit Recht. Kaum sah Ludwig Sforza die als Lautenschlägerin viel gepriesene Geliebte im rothen Gewande, mit dem glatt gescheitelten braunen Haar als Brustbild vor sich stehn, so war für immer das Bild aus seiner Brust. Plötzlich bekam Lucretia die Weisung, Mailand zu verlassen. Ihre Ueberraschung war aufrichtig, aber nicht ihr Zorn, da ihr eine ansehnliche Summe als Schmerzens- und Wegegeld bestimmt wurde.

Cäcilia Gallerani nahm ihre Stelle ein. Sie war Dichterin und wurde als zehnte Muse, andere Sappho, vierte Huldgöttin vielfach gefeiert. Moro wurde auf sie aufmerksam

und wünschte ihre Gedichte zu lesen. Aus der Aufmerksamkeit entwickelte sich eine lebhafte Theilnahme, als er las, wie sie in feurigen Ergießungen Mailands Schicksal lobpries, wo ein Sforza als unerschütterlicher Pharus mit weit hinleuchtendem Auge die Weisheit und die Kunst in des Glückes Hafen leite, aus der Theilnahme entspann sich eine glühende Verehrung, als sein Blick auf der Jungfrau ruhte. Bescheidenheit einer feinen Bildung verband sich bei ihr mit edler Unbefangenheit, wie sie der Vertrauten der Götter ziemt. Um ihren lächelnden Mund spielte eine bezaubernde Anmuth. In der Wahl des Schmuckes liebte bei ihr die Kunst Einfachheit, weil sie sich nicht vermaß, Cäcilia's Schönheit zu heben, oder auch nur mehr hervorzuheben. Wie das Blut in Rosenschein unter der blendend zarten Haut hervorglänzte, so hatten ihre blonden, reich herabwallenden Haare einen goldenen Schimmer. Erhöht wurde er durch die goldene Lorberkrone

aus der Hand ihres fürstlichen Verehrers. Von seinen Thaten tönte ihr Lied und durch seine Gunst fühlte sich die Sängerin erhoben; auch er glaubte jetzt erst sein Wirken belohnt zu sehn und sein Name klang ihm nie bedeutungsvoller, als wenn als volltönender Reim Moro die Strophe schloß. Viel frohe Stunden verflossen ihm in ihrer geistreichen Unterhaltung, voll Seele und Empfindung. Mehr als ihr Mund verriethen ihm ihre schwärmerisch entflammten Augen das Glück, das sie in seiner Nähe genoß. Warum nicht, wie ich vergängliche Blätter um des Heros Haupt winde, sollen meine Arme ihn umfangen, wenn jene auch seinen Ruhm nicht mehr befestigen, diese ihn nicht halten können? Daß er mein ist, daß er mein gewesen, warum soll ich nicht der dichterischen Einbildung mich freuen, die mit den Flügelspitzen in das Irdische taucht, um desto näher über ihm dahinzuschweben? Auch ich habe früher geliebt zu haben geglaubt, auch

er wird, über neuer, alte Liebe vergessend, einer andern zufliegen, aber er soll nie vergessen, daß Cäcilia würdig seiner Huld gewesen. So dachte sie in hingebender Innigkeit und ihr Stolz war, ihm zu gefallen.

Moro konnte nicht begreifen, wie ihn eine Lucretia habe fesseln, wie er den Mund habe küssen können, den nicht die Blüthe der Bildung zierte. Lucretiens treffliches Bildniß verschwand. Höherer Auszeichnung sollte Cäcilia sich rühmen können. In einem Bilde mit ganzen Figuren sollte Leonhard sie als Engel malen, wie die h. Jungfrau mit dem göttlichen Kinde Rosen weiht, die sie ihr anbetend darreicht. Der erhaltenen Bestimmung gemäß verfügte sich Leonhard zu Cäcilia Gallerani in Begleitung seiner jugendlichen Schüler Franz Melzi und Andreas Salai. Von seiner Leda hatte sie gehört und beschlossen, der künstlerischen Zudringlichkeit, die sie bei ihm voraussetzte, zurückhaltende Vornehmheit entgegenzustellen. Schein-

bar ernst empfing sie den Besuch. Sie war sorgfältig gekleidet, züchtig verhüllt, als wenn sie mit Eifersucht ihre Reize vor jedem fremden Blick behütete. Der goldene Lorberkranz blinkte um ihre glänzenden Locken. Leonhard betrachtete sie mit der Ruhe sinniger Ueberlegung. Wie trat gegen die Engelgestalten der Knaben mit den viel geringelten Haaren sie zurück, deren Jugend des Schmelzes der Kindlichkeit ganz und gar entbehrte! Der Meister setzte sich an die Staffelei der Schönen gegenüber, indeß Melzi in die Saiten der Zither griff und scherzhafte Lieder sang, Salai ihr in einer Silberschale voll duftiger Blumen die köstlichsten Früchte freundlich bot. Der Zwang des Sitzens sollte nicht empfunden und der Geist durch den Hinblick auf lachende Genüsse angenehm beschäftigt werden. Cäcilia hörte nicht auf Lied und Zitherklang und, wenn sie auch den Früchten und Blumen einige Aufmerksamkeit zollte, in denen sie ein Geschenk des Geliebten ver=

muthete, so verstimmte sie doch das Wesen des Malers, der über das Modell, das sich ihm darstellte, nicht Freude, geschweige denn Entzücken äußerte. Mit dem schneidenden Ton des Unmuths bat sie, ihr keinen Vorwurf daraus zu machen, daß sie nichts besseres, als sich selbst ihm zum Vorwurf gäbe. Sie folge nur dem Befehl. Daß auch er nur dem Befehl folge, erhielt sie als Antwort. Zur Erbitterung gereizt, hatte sie Mühe, sich zu halten. Sie versuchte seine Unempfindlichkeit auf die Probe zu stellen. Sie erhob den schön geformten Hals und schaute seitwärts in den Spiegel, bemüht in ihr Gesicht all die Anmuth zu legen, die oft schon die theilnahmloseste Kälte in begeisterte Bewunderung verwandelte. Leonhard sah und zeichnete. Dann mahnte er sie, dem Spiegel ihre Gunst entziehn zu wollen, damit er ihr Bild in seinem Spiegel auffangen könnte. Die Aeußerung that ihr wieder wohl. Lächelnd meinte sie, daß die Maler noch eiteler als die

Frauen wären, denn wie müßten sie dem Spiegel zusprechen, die sich so gern selber malten. „Malen sich nicht auch die Frauen selber?“ entgegnete Leonhard. Verstummend verstand sie ihn und zugleich, wie er sich auf das Sehen verstehe. Denn sie erinnerte sich wohl, daß sie für gut erachtet, heut die Frische ihrer Wangen künstlich zu erhöhen, damit diese nicht an der verschwiegenen Nacht zum Verräther würden. Sie verzieh die kühne Bemerkung. Wohl wissend, daß alle Künste in dem Meister ihren eifrigen Bekenner fänden, daß er neben der Musik auch die Poesie liebe und pflege, lenkte sie das Gespräch auf Vater Dante und erklärte, daß unter allen Gesängen der Göttlichen Comödie ihr der am meisten gefalle, der die Strafe der Seelen schildere, die um der Liebe willen büßten, daß sie nie ohne Thränen die Erzählung der Franzeska von Rimini lesen könnte. „Lieber als die schöne Sünderin,“ sagte Leonhard, „ist mir die gottgeweihte Bea-

trix, die den erwählten Freund in das Paradies einführt." Die Beziehung entging ihr nicht, der Name Beatrix durchschnitt ihr das Herz. Lange schwieg sie still, dann stand sie auf und betrachtete mit erkünsteltem Wohlgefallen das angefangene Bild. „Ihr seid, Meister Leonhard," sagte sie, „der erste in Mailand, der Frauen außer den Heiligen Denkmale setzt." „Dem ist nicht so," erwiderte er, „uralt ist das Steinbild auf dem Thore Tosa." Sie hörte es und bebte, Zornröthe überflog ihr Gesicht, denn, wie eine allbekannte Sage berichtete, bewahrte das misgestalte Steinbild das Andenken an eine öffentliche Dirne. Unter dem Vorwande, daß sie durch das Sitzen sich angegriffen fühle, verabschiedete sie den Maler und wünschte ihm in heftigster Erregung alles Böse nach. So gedemüthigt, so gekränkt, so entwürdigt hatte sie sich nie gefühlt. Sie wollte nie den Unbescheidenen wiedersehn und griff zur Feder, um in einem Schreiben an Moro

Klagen auszuschütten. Während sie schrieb, beruhigte sie sich, über dem Geliebten vergaß sie des Beleidigers und anstatt von der ihr widerfahrenen Unbill sprach sie von ihrem Glück.

Leonhard verdiente nicht ihren Haß. Es war bei ihm nicht Bösartigkeit, sondern ein unangenehm erregtes Gefühl, das ihm den Unwillen und die freie Sprache eingab. Beatrix war seine Gönnerin und in der Unterhaltung der Liebschaften glaubte er das Grab von Moro's Größe zu sehn. Nicht leidenschaftliche Bitterkeit, sondern sittliche Strenge führte seinen Röthel, als er daheim in anderer Weise die bevorzugte Jungfrau zeichnete, deren Gestalt er in treuem Gedächtniß sich bewahrt hatte. Er stellte sie voll Selbstgenügung als die Tochter der Herodias stehend dar, mit der goldenen Lorberkrone im goldenen Haar. Sie war von sprechender Wahrheit, indeß das blutige, abgetrennte Haupt hinter ihr nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Ludwig Sforza zeigte. Der

rohe Scherge, der es in ein Metallbecken legt, bekundet Mitleid, sie aber nicht, die sich ihres grausen Triumphes rühmt. Die Erfindung war so ausgezeichnet, insonderheit die Frauengestalt, daß Cäcilia selbst, wenn sie das Bild gesehn, dem Maler nicht gezürnt haben würde.

Leonhard erhielt von ihr die Einladung zur zweiten Sitzung. Sie wollte durch ein kluges Benehmen den Künstler beschämen. Er sollte erkennen, daß sie nicht zu den gewöhnlichen Fürstenbräuten gehöre, an sich selbst erfahren, daß ihr Geist fesseln und ihre Schönheit rühren könne. Wie es ihr erwünscht war, erschien er ohne Gefährten. Als wenn sie durch sein zu frühes Kommen überrascht wäre, begrüßte sie ihn in einem Anzuge, der von dem früheren sehr verschieden war. Ein Morgenkleid umhüllte sie leicht, ein Tuch war lose um ihren Hals geschlungen. Sie nahm die Stellung ein, die er ihr vorschrieb, und damit ihr Kopf unverrückt bliebe und ihre Züge Heiterkeit be-

lebte, blickte sie zu dem goldenen Lorberkranz, der heute als Schmuck über dem Kamin prangte. Sie begann ein Gespräch von der Kunst, von der Malerei und Bildhauerei und stellte die Vorzüge der einen gegen die der anderen dar. Leonhard zeichnete und sprach dann und wann ein Wort, ohne darauf einzugehen. Aber es währte nicht lange, so fühlte er sich gedrungen, dieses zu berichtigen mit achtbarer Anerkennung ihrer Gegengründe, jenes zu bejahen mit dem Bekenntniß, daß es ihm früher anders vorgekommen sei. Mit Geistesblitzen erhellte sie ihm die Gipfelpunkte eines Bereiches, das, wie er es auch denkend und prüfend ergründet zu haben glaubte, für ihn eine theilweis neue Gestalt gewann. Je tiefer und tiefer sie sich in Betrachtungen versenkte, desto höher und höher stieg seine Bewunderung. Als nachmals Leonhard in einer Schrift für Ludwig Sforza über die verschiedenen Lehrgegenstände in der Akademie einen Vergleich durchführte zwischen der Malerei

und Bildhauerei und ihren Werth gegeneinander abmaß, gestand er freimüthig, daß er den lichtvollen Ansichten einer Frau Vieles abgeborgt habe. Cäcilia schilderte ihm darauf die wechselnden Schicksale Mailands, die die Kunst stets mit empfunden hätte. Wie der Kaiser Friedrich, der Rothbart, mit unbezähmbarer Wuth Bäder und Theater, Tempel und Kirchen in Steinhaufen verwandelt habe, wie die Gebeine der h. drei Könige, als wenn alle guten Genien ihr Auge abgewandt, aus der Eustorgiuskirche an den fernen Rhein entführt seien, wie das Schlingkraut der Roheit, die Trümmer überwuchernd, als ein trauriges Andenken jener Zeit sich in den ältesten Bildhauerwerken zu erkennen gäbe. Ein solches sei die Tosa, die eigentlich Tonsa heißen sollte, auf dem nach ihr genannten Stadtthore. Als wenn die Erzählerin fortzufahren aufgefordert wäre, enthüllte sie jetzt, jeder heuchlerischen Verschämtheit abhold, die Geschichte der berüch-

tigten Tosa. „Unter den Mauern Mailands,“ begann sie, „erneute der Rothbart seine kriegerischen Rüstungen, nicht zufrieden mit den Verwüstungen, die seinen Weg bezeichneten. Die zahllosen Kämpferscharen standen aufgereiht und warteten auf den Augenblick, die Siegesfahnen zu entfalten. Da trat ein Weib heraus auf einen offenen Altan, unbekleidet und stellte allen Augen die reizenden Glieder preis. Nur mit sich beschäftigt, sah die Schöne nicht die furchtbaren Anstalten; es galt ihnen nicht, als sie sich bückte und mit einer Schere die Haare abschnitt. Die feindlichen Kriegsknechte erblickten darin ein Zeichen der Trauer und trauerten mit. Sie legten, ganz in Anschaun versunken, die Waffen nieder und zeigten, daß eine gürtellose Venus mehr vermag als ein gerüsteter Mars. Die wundersame Aufregung bei den Belagerern entledigte die Bürger aller Furcht. Sie faßten Muth zu neuen Anstrengungen und fügten den verwirrten Deutschen Schaden über

Schaden zu. Ein solches Weib verdiente es wohl, daß ihr Sieg der Nachwelt in Marmor aufbewahrt würde.“ Im Feuer der Rede spielte Cäcilia mit dem Busentuch. Sie sah nicht eher, daß der locker geschürzte Knoten geöffnet war, als bis ein Zipfel von der Schulter zurückfiel. Schnell drehte sie sich, um ihn zu erhaschen, und Leonhard, ganz Auge und Bewunderung, gestand sich, daß er nie eine schöner gerundete Schulter, nie einen liebreizenderen Nacken gesehn habe. Doch nicht wie die Deutschen legte er die Waffe nieder, mit der seine Hand so wohl ausgerüstet war, sondern den Pinsel rief er als Zeugen zum Geständniß des Gesehenen auf. Des Malers Mienen verriethen, daß er sich der Erleuchtung freute, denn nun wußte er, wie er sie als Engel darzustellen habe. Vom Gesicht der zur Madonna hingewandten Schönen sollte nur wenig zu sehn sein, dagegen aber Schulter und Nacken sich in vollem Glanze enthüllen. Als sie sich vom

Sessel erhob, da empfahl er sich ihr mit verbindlichen Ausdrücken, und mit durchdringendem Blick fragte sie ihn schweigend: bin ich dir noch die, für die du mich gehalten? Ohne einen Zettel, der aus dem Busentuch gefallen war, aufzuheben, entfernte sie sich mit stummer Verbeugung. Wie es Leonhard erwartet, enthielt das Papier ein Gedicht.

Mir ward des Sanges Gabe,
Die mir den Lorber flicht,
Sie gibt des Trostes Labe,
Doch ohne Opfer nicht:
Oft ist's ein qualvoll Ringen,
Der Reim flieht das Gedicht —
Doch muß ich singen, singen,
Denn anders kann ich nicht.

Der Anmuth edler Züge,
Dem rosigen Gesicht
Verdank' ich manche Siege,
Doch ohne Opfer nicht:
Ein hoffnungslos Verlangen
So vieler Herzen bricht —
Doch muß ich prangen, prangen,
Denn anders kann ich nicht.

Der Stern der Männer schmückte
Mich durch der Gnade Licht,
Ich ward die Hochbeglückte,
Doch ohne Opfer nicht:
Ach! übler angeschrieben
Beim Weisen ist kein Wicht —
Doch muß ich lieben, lieben,
Denn anders kann ich nicht.

Als Leonhard die Dichterin das dritte Mal besuchte, ließ sie einige Minuten auf sich warten. Jener nahm die Zeit wahr, einen Zettel zwischen die Blätter der goldenen Lorberkrone einzuschieben. Kaum hatte Cäcilia ihn begrüßt, so bemerkte sie, was vorgegangen, und die Deutung wurde ihr nicht schwer. Sie verhielt sich ruhig, brach aber die Sitzung, so schnell sie konnte, ab, indem sie vor Begierde brannte, seine Erwiderung zu lesen. Sie war in einem Sonett enthalten.

Wer nicht kann, was er will, der wolle, was er kann,
Zu wollen, was man nicht vermag, ist Werk des Tollen,

Den zählen wir darum gern zu den Weisheits-
vollen,
Der, was er nicht vermag, freiwillig läßt
fortan:

Dieweil ja alles Glück und Leid für jedermann
Besteht in Ja und Nein, in Wissen, Können,
Wollen,
So müssen wir darum nur können, was wir
sollen,
Und was nicht die Vernunft verrücket aus der
Bahn.

Was jemand kann, ist nicht zu wollen stets am
Ort,
Was honigsüß geschmeckt, ward oft nachher zur
Galle,
Mit Thränen büßt' ich schon, was ich ersehnt als
Lust.

Darum wer dieses las, beherzige das Wort:
Daß andern werth du seist und dir dein
Selbst gefalle,
So wolle jederzeit das können, was
du mußt.

Cäcilia las und lächelte. „Wir dürfen nicht alle", sagte sie, „uns einbilden, zu den

Heiligen Gottes zu gehören, denen das rechte Handeln Dulden, das rechte Wollen Entsagen ist. Und auch diese beten ja an, um angebetet zu werden." — Es trieb sie zu einer poetischen Erklärung, da sie nicht weniger sich als ihrem Geliebten das Wort zu reden sich aufgerufen fühlte.

Der Lieb' engherzig Walten
Führt Helden nicht zum Heile,
Sie wechselt leicht're Pfeile
Und möchte umgestalten
Zur Spindel gern die Keule.
Was groß, ist groß für alle,
Am Großen richten auf sich Kleine,
Es wird der Ruhm zum Echohalle,
Zum Blendlaternenscheine,
Wenn laut, wer preisen kann, nicht preist:
D'rum singe stark dich schwacher Geist,
Daß andern werth du seist
Und dir dein Selbst gefalle.

Wer fühlte und empfände
Nicht seines Auges Strahlen,
Und wollte nicht ohn' Ende,

Lieb wie die Sonnenwende,
Des Dankes Schuld ihm zahlen?
Grüßt nicht mit Jubelschalle
Das Sängervolk des Tags Verklären?
Wenn schmachtend zu dem Feuerballe
Sich Blum' und Vogel kehren,
Wer schmäht und tadelt sie? Drum dreist
Lobsinge, wie's dein Herz dir heißt,
Daß andern werth du seist
Und dir dein Selbst gefalle.

Ludwig Sforza drang auf schnelle Beendigung des Bildes und da Leonhard's geschicktester Schüler Johann Beltraffio hülfreiche Hand leistete, so konnte dem Wunsch ein Genüge geschehn. Die h. Jungfrau, unter einem Baldachin thronend, neigt sich wie zu einer h. Magdalena zur knieend anbetenden Cäcilia hin mit wonneseligem Blick. Das göttliche Kind hält froh eine der dargebotenen Rosen. Die Madonna und der Heilandsknabe waren von Beltraffio nach Leonhard's Zeichnung ausgeführt, die Bildnißfigur aber, die sich hier als Hauptfigur geltend machte, rührte allein von

diesem her. Hier fühlte man die Wärme des Fleisches, man sah das Blut in ihm pulsiren. Aus dem Ehrensold, den der Meister, aus dem Ehrenplatz, den das Bild empfing in einem Zimmer der Rocca, war der Beifall des Bestellers zu ermessen. Auch Frau Beatrix bewunderte das Bild und dachte nichts Arges dabei. Gut war es, daß ihr nie Bellincione's Sonett zu Gesichte kam:

Nicht zürne du Natur von Neid erfüllt,
Weil einen Stern dir Vinci abgenommen,
Cäcilien, so glanzvoll, so vollkommen,
Daß neben ihr die Sonn' als dunkel gilt.

Dein ist die Ehre, wenn sie lacht im Bild'
Und redet (bleibt ihr Wort auch unvernommen):
Steigt um so mehr nicht zu der Nachwelt Frommen
Dein Ruhm, je mehr der Reize sie enthüllt?

Dank zollen kannst du Ludewig dem Geiste,
Der Hand des kunstgeprüften Leonhard,
Der Enkeln noch will ihren Anblick gönnen.

Denn, wer in späten Jahren sie gewahrt
In solcher Lebensfrische, wird bekennen,
Wie viel Natur und Kunst zusammen leiste.

---

Der Florentiner Georg Merula konnte mit jedem Gelehrten die Probe bestehn. Auch ihn fesselte Ludwig Sforza durch ein ansehnliches Jahrgehalt an Mailand und konnte sich so einen Theil des Verdienstes zueignen, das jener sich um das lateinische Schriftthum erwarb, das er aus der verunstaltenden Mönchskutte zog und in der schönen Form der Ursprünglichkeit erscheinen ließ. Durch die Herausgabe des Plautus, Martial und Juvenal stellte er ein Ehrenzeugniß seinem Geschmack aus, durch die Aufmerksamkeit, die er einem späteren lateinischen Schriftsteller widmete, bethätigte er seine Liebe und Dankbarkeit für Mailand. Er ließ nämlich die Gedichte des Decius Magnus

Ausonius drucken, weil in dessen Städte-Musterung die erste Beschreibung Mailands enthalten ist. Eine alte Marmorbüste erklärte Merula für das Bildniß des römischen Dichters und auf seinen Rath wurde sie in einem Saal der Vinci'schen Akademie aufgestellt mit einer Gedächtnißtafel, die Folgendes enthielt:

Unter den Kaisern Valentinian, Gratian, Valens und Theodosius damals, als der h. Ambrosius an der Spitze der mailändischen Kirche stand, habe ich in der Reihe der berühmten Städte Mailand mit diesen Versen gefeiert:

Auch Mailand ist der Wunder voll. Wie es prangt in der Fülle
Mit unzähligen Prachtgebäuden, durch Geister der süßen
Redekunst und durch heiteren Brauch, Die doppelten Mauern
Heben des Orts Ansehn, das Vergnügen des Volkes die Rennbahn
Und des Theaters Bau, keilförmig im Innern gestaltet,
Tempel und Kaiserpaläst' und die reich versehene Münze

Und der Bezirk im Schutz des berühmten herkulischen Bades,
Sämmtliche Säulengäng', erfüllt von Marmorgebilden,
Und in der Stelle des Walls Ringmauern, umspület von Gräben:
Durch großartige Form wie im Wettstreit glänzen hier alle
Werk' und nicht drücket herab sie Rom's nachbarliche Nähe.

Wenn das stumme Auge des Marmorkopfes Licht und Leben empfangen sollte, Ausonius würde nicht die besungene Stadt wiedererkennen. Im Jahre 1162 sank die Herrlichkeit in Schutt und Staub. Von allen Tempeln und Palästen blieb nur eine Reihe herrlicher korinthischer Säulen auf der Straße, die nach dem Tessinothor führt, als Andenken an die untergegangene Pracht, als Beweisstelle für die Nachwelt, die sonst den alten Lobredner Lügen strafen möchte. Merula erkannte in den Säulen einen Ueberrest des Herkules-Tempels. Nach der schmachvollen Zerstörung durch die

Deutschen erstand die Stadt schöner und fester, weßhalb sie Merula einen Phönix nannte, der sich durch die Sonne erneut habe, eine lernäische Schlange, der gegen Feindesmacht neue Köpfe wachsen. Die Sonne, sie war, bevor man den Viscontischen Drachen zum Wappenbild wählte, das Wahrzeichen Mailands, die Sonne sah die Stadt nie herrlicher als zur Zeit Ludwig Sforza's. Nie ward mehr für prächtige Schlösser und Kirchen, nie für größere Sicherheit der Befestigungswerke Sorge getragen. Die baulustige Thätigkeit, die sich überall in den Straßen und an den Stadtmauern regte, theilte sich gleichmäßig in Arbeiten des Friedens und des Krieges. Man fragte sich, warum man die Wälle immer höher schüttete, den Gräben immer größere Tiefe gäbe, warum man an den Außenwerken Tag und Nacht arbeitete, da nirgend sich die Besorgniß eines Angriffs oder Ueberfalls zeigte, da die Künste nie friedseliger lachten, da Moro's Laune, mit der er Spiele

und Volkslustbarkeiten gab, auf keine Gefahr schließen ließ. Die Gräfin Beatrix wußte und die Herzogin Isabella errieth den Zusammenhang des Widersprechenden. Beatrix fühlte sich, seitdem sie Mutter war, eine Heldin. Ihre Liebenswürdigkeit erschien ungetrübter, seitdem sie das zart empfindelnde Wesen abgestreift und aller früheren Putzsucht und Eitelkeit entsagte. Durch hingeworfene Worte gab sie sich oft dem Gatten als Mitwisserin seiner Absichten und Plane zu erkennen, nicht um ihn mahnend in seinem Entschluß zu befeuern, denn dessen bedurfte es nicht, sondern um den thatenfrohen Muth, den er sonst im verschwiegenen Busen verschloß, auf die freie Stirne zu zaubern. Wenn sie die kräftigen Knaben in den Armen hielt, dann sagte sie wohl zu ihm: „ich erkämpfte ihnen das Leben, jetzt ist es an dir, ihnen die verheißenen Herzogthümer zu erkämpfen.“ Wenn er über einer Zeichnung der Stadtbefestigung brütete, so fragte sie ihn: „Ist

der Wall noch nicht so hoch, daß du über die Grenzen des Mailändischen hinaus die Küsten Italiens überschauen kannst?" In den kriegerischen Vorbereitungen, die das Volk, weil es am wenigsten sie als solche aufnahm, besonders anzogen, unterstützte sie ihn nach besten Kräften.

Dem Wunsche höhern Ortes gemäß ordnete der Fechtmeister Gentile Borri Turniere auf einem mit Schranken umgebenen Platz am Morgenthor an. Der pomphafte Aufwand schloß nicht den blutigen Ernst aus. Unter den Kämpfern standen oben an die Metzger. Neben einem Namen, der guten Klang hatte, erstritten sie sich mancherlei Vortheile. Nach und nach wurde ihnen eine beträchtliche Summe von den Steuern erlassen als Entschädigung der Kosten für das Halten tüchtiger Pferde. Darauf richtete Moro sein vorzügliches Augenmerk. Der Feldherr Sanseverino, der in Mailand für den galt, der den besten Marstall besaß, schämte sich bisweilen nicht mit Merlino Cacalio einen

Tausch zu treffen. Ehe der Handel zu Stande kam, pflegte er die rothe Mütze sich bedenkend und zögernd zu zupfen und zu zerren. Ein solches Spiel trieb er auch mit ihr auf dem Fechtplatz. Leid war es ihm, daß er bei seiner feisten Unbehülflichkeit nicht so konnte, wie er wollte, im Lanzenwurf und Wettlauf. Doch fehlte er nie und nie versagte er einem Gevatter oder Kunden eines seiner Pferde zu der ritterlichen Kurzweil. Selbst wenn das kostbarste ihm zu Schanden ging, so verschmerzte er, wenn auch nicht ohne Thränen, den Verlust des tröstlichen Glaubens, daß es auf dem Felde der Ehre geblieben sei. Wenn die rothe Mütze nicht auf seinem Kopfe saß, so war es gewiß, daß eines seiner Pferde den Reigen bei Trompetenschall versuchte. Dann hörte und sah er nichts als dieses. Er sprang und bog sich vor, oder er zuckte und fuhr zurück, sobald es siegte oder besiegt wurde. An den Reiter dachte er nur im unglücklichen Fall. Dann schalt

und pochte er laut: „Hättest du ihm nicht die Sporen einsetzen, es nicht am Stangenzaum zurückziehn können?“ Für gewöhnlich kreiselte er die spitze Mütze auf der Hand, um, wenn der Sieg errungen war, sie mit lautem Jubelgeschrei in die Höhe zu schleudern.

Für beständig wohnte Frau Beatrix den Turnieren bei. Sie wandte sich nicht von Auftritten ab, vor denen die Weiblichkeit zurückbeben, das Mitgefühl um Erbarmen flehen mußte. Durch ihre Gegenwart beseelte sie die Reiter zu den ungeheuersten Anstrengungen voll Gleichgültigkeit gegen den Tod, voll Glutverlangen nach Ruhm. Den Siegern verehrte sie Schärpen, die sie selbst gestickt hatte, auserlesene Waffenstücke mit Moro's Namen; die Verwundeten begleitete sie nach dem großen Krankenhause und wachte mit gewissenhaften Dienern über ihre Heilung. Und oft beneidete der also Gepflegte den siegprangenden Gegner nicht. Männer rissen sich aus den Armen

ihrer zärtlichen Weiber, Jünglinge entrannen ihren sie zurückbeschwörenden Eltern, um in den Schranken sich Kränze oder Wunden zn verdienen.

Auch Ludwig Sforza ward selten auf dem Fechtplatze vermißt und unter den wirbelnden Köpfen der Zuschauer sah man das braune bedeutungsvolle Gesicht mit der Römernase in lebendiger Theilnahme hin und her sich drehn. Das Auge Vieler ruhte weniger auf den Kämpfenden als auf ihm und glaubte genug gesehn zu haben, wenn es nur das veilchenfarbige Sammetbarret, unter dem die vollen schwarzen Haare vorquollen, dann und wann erspähte. Auch in dem Krankenhause ließ er sich manchmal finden. Der Bau übertrifft weit das, zu dessen Errichtung sein Vater Franz Sforza den Platz seiner Gärten einräumte. Dieses hieß das große, jenes aber verdiente den Namen. Außerhalb der Stadt vor dem Morgenthore gelegen, hat es fast die Größe des Castells und

wie dieses wird es rings von Wasser umflossen. Zur Zeit, da die Pest an den Grenzen Mailands mit ihrem Einzug drohte, ward in einem Gevierte von mächtigem Umfange das Gebäude aufgeführt. Bramante war der Erbauer und die Schnelligkeit, mit der das Werk betrieben wurde, that ihm keinen Abbruch. Der Künstler und der Arzt standen sich nicht im Wege und jede Regel der Schönheit entwickelte sich aus einer Vorschrift der Zweckmäßigkeit. Die sorgsam eingeschlossenen Pestkranken entbehrten nicht des Wohlthätigen der reinen Luft, indem die Fenster ihrer bequemen Wohnungen, von Säulengängen umgeben, auf einen großen grünen Platz sahen, sie entbehrten nicht des Trostes eines täglichen Gottesdienstes, indem in der Mitte eine achtseitige Kapelle stand, durch deren offene Bogen von allen Seiten der Altar wahrgenommen werden konnte. Die meisten Krankenzimmer waren derzeit leer, dennoch ließ Moro mit großem Eifer von Bramante noch

immer mehrere derselben anlegen. Da nichts von einer Pest verlautete, so nahm das Manchen Wunder.

Oefterer und huldreicher als sonst zeigte sich der verehrte Herrscher auf den Märkten und in den Straßen. Er beschenkte die Kinder, die sich zum Handkuß drängten und dem Landesvater Glück und Segen auf allen Wegen dankbar wünschten, er ging ohne Begleitung aus, denn er wußte, daß es ihm an einem Gefolge, wie es einem Herzog sich gebührte, nicht fehlen würde, da in Ehrfurcht alle Vornehme sich ihm anschlossen. Als sein Bruder, durch Gewaltthätigkeiten den Haß schürend, endlich mit der Herzogswürde auch das Leben verlor, da ward Ludwig laut von den Großen und dem Volk zum Herzoge der Lombardei ausgerufen, aber wie Cäsar schob er das dargebotene Diadem zurück und der Jubel war namenlos, der seine Bescheidenheit und seinen Edelmuth zu den Sternen erhob, als er, dem Vertrauen dankend,

sich nur die Vormundschaft des hinterbliebenen Neffen bedung. Jetzt bereute er, daß er damals nicht anders dachte, oder daß er anders that, als er dachte. Wenn es ihm manchmal lieb gewesen, unter Galeazzo's Namen als Stellvertreter zu beschließen und zu bestimmen, so sah er nun durch eine, wenn auch nur dem Namen nach bestehende, Unterordnung seine Hände gebunden. Mit einer Ungeduld, die er kaum zu verhehlen vermochte, wartete er auf einen Bescheid von Deutschland. Dem Kaiser Maximilian hatte er eine Nichte zugefreit. Und um so zuversichtlicher rechnete er auf die Belehnung, als er, um sie bittend, die kaiserliche Oberhoheit anerkannte, an die seine nächsten Vorgänger in der Regierung sich zu wenden nicht für nöthig befunden. Das Anerkenntniß, das Volk beglückt zu haben und zu beglücken, der Unfähigkeit entgegengehalten des nicht vom Kaiser eingesetzten Neffen, schien jeden Zweifel aufzuheben. Warum war er noch nicht aufge-

hoben, da an die Erfüllung des Einen sich so vieles anknüpfte, da die Vorbereitungen von vielem in dem Einen ihre Rechtfertigung fanden? Oft berieth sich Moro mit staatsklugen Dienern, vornehmlich mit solchen, die aus Vaterlandsliebe im Vaterlande sich zu enge fühlten und eine Erweiterung ersehnten. Seine kurz abgebrochenen, mit Fleiß zweideutig gesetzten Reden betrafen mehr die Mittel, die zur Erreichung seiner Plane zu wählen seien, als das, was zu erstreben noth thue. Am liebsten unterredete er sich mit dem geschichtskundigen Prior, der ihn immer zum Frieden und zur weisen Beschränkung mahnte, aber es nicht unterließ, ihm, was er des Beachtenswerthen für ihn aufgefunden, sogleich mitzutheilen, ihm diese und jene Urkunde zu verdolmetschen und die Ansprüche, die Mailand zu machen, in gewitzigter Erklärungsweise zu begründen. Die Leute nannten es Frömmigkeit, daß Moro sich so häufig nach dem Dominikanerkloster verfügte,

seine Besuche galten aber nicht der Kirche, sondern dem Archive des Bruders Vincenz. Viele Pergamente ließ er sich abschreiben, um ihren Inhalt daheim zu überdenken. Manche Stunde mußte Jachomo in Vinci's Akademie versäumen, um die verlangten Copien zu liefern. Dieser verstand nicht allein die Buchstaben deutlich nachzumalen, sondern verstand auch den Geist, den die Züge in sich schlossen, er wußte das Wichtige vom minder Wichtigen wohl zu unterscheiden und die einzelnen Diplome in den Fächern leicht aufzufinden. Er war gefällig, wenn jemand von ihm bedient sein wollte. Sein Wesen, auf der einen Seite zuthätig, auf der andern verschlossen (er flüsterte stets, statt zu reden, er blickte den Boden statt des Sprechenden an), war den Mitschülern in der Künstlerakademie um so widerwärtiger, da sie mit scheelen Augen sahen, wie er, der Sohn einer wenig bemittelten Witwe, stets Geld hatte zur Befriedigung von tausend Genüssen, zur

Theilnahme an allerlei Lustbarkeiten. Sie meinten, daß das Abschreiben im Kloster so einträglich sei, und irrten sich nicht, obgleich der Prior ihm keinen Pfennig gab. Moro hatte der schlauen Kundschafter genug, um von allen Briefen Nachricht zu erhalten, die aus dem herzoglichen Schlosse versendet wurden, von der Wirkung, die jede Zeitung in Neapel hervorbrachte. Er ahnte nicht, daß die Herzogin Isabella von den Urkunden, die für ihn abgeschrieben wurden, gleichzeitig eine Copie empfing. Sie besaß genug Verstand, um einzusehn, wo der Usurpator damit hinauswollte. Auf einen Unterhändler wie Jachomo rieth Niemand.

Simon Rigone, ein edler Mann, galt für denjenigen, der die Schritte der Herzogin leitete. Treu diente er dem schwachen Galeazzo Sforza, wie er treu seinem Vater bis zum Tode gedient hatte. Mit argwöhnischem Blick beobachtete er den Reichsstatthalter, um so mehr, als dieser ihn durch Merkmale einer auszeichnenden Ach=

tung blind zu machen strebte. Die huldreiche Herablassung fand eine kalte Aufnahme. Mancherlei eben so wohl gemeinte, als wohl bedachte Vorschläge that er, um dem unwürdig bevormundeten Herzog sein Recht zu verschaffen. Die mistrauische Isabella aber zog es vor, ihn, den Bewährten, nur halb in das Geheimniß zu ziehn bei Angelegenheiten, in denen sie durchaus eines männlichen Schutzes bedurfte. Und Simon Rigone, dessen Wesen es nicht war, sich vorzudrängen, verhielt sich ruhig in bescheidener Entfernung.

In immer eindringenderer Sprache schilderte Isabella ihre Schmach dem königlichen Großvater, immer mehr Verwünschungen sprach sie über ihn aus, der, um seinen Frevel zu krönen, ihren Gatten und ihren Sohn aus dem Wege schaffen würde, denn was stünde seiner Krönung entgegen, wenn nicht endlich ihr Gebet Himmel und Menschen rührte? Der König Ferdinand, als wenn seine Macht nicht vor Moro's

Klugheit bestünde, war lange taub dem Flehen. Endlich forderte er in bestimmten Ausdrücken ihn auf, seinem Neffen Galeazzo das lange vorenthaltene Zepter zu übergeben. Moro's Antwort in gemäßigtem Ton enthielt Klagen über Verunglimpfungen, die ihm für Dank würden. „Des Neffen Wohl," versicherte er, „habe er stets im Auge gehabt. Bald werde förmlich der rechtmäßige Herzog den Thron besteigen." Dies beschwichtigte wieder für eine Zeitlang den König, der einen Doppelsinn der Worte nicht argwohnte. Mehr wollte jener nicht, es war ihm sogar später eine Kriegserklärung willkommen, damit er unter dem Vorwande, daß er und Mailand, der überlegenen Macht preisgegeben, fallen müsse, an einem fremden Staat sich einen Bundsgenossen gewinnen könne. Dies war dermalen Frankreich. Zwei Grafen sandte er an den leichtsinnig ehrgeizigen König Karl VIII. Die Abschrift einer alten Verschreibung enthielt Zündstoff zur Genüge.

Die Erinnerung, daß die Königin Johanna von Neapel, die kinderlos verstorben, ihr Reich den Herzogen von Anjou vermacht habe, weckte in Karl, dem Erben des letzten Grafen von Anjou, die Lust, mit ritterlichem Muth sein Eigenthum zu behaupten. Ferdinand sollte von dem Thron gestoßen werden, der ihm nicht gebühre, bevor er es wage (eine Besorgniß, die Ludwig Sforza kräftigst hervorhob), durch die Eroberung Mailands seine Macht zu vergrößern. Ein lateinischer Brief war den Gesandten mitgegeben. Der Schluß, mit Bezugnahme darauf, daß Karl VIII. in sein Wappen das von Jerusalem aufgenommen hatte, verrieth klärlich die geistliche Feder und lautete also:

„Daher rüste Dich und kenne keinen Verzug. Stets litten Unternehmungen durch das Verschieben. Unendlichen Ruhm wirst Du von diesem Kriegszuge davontragen, der noch größeren Glanz Dir und Deinen Nachkommen bereiten wird, denn

bist Du hier, was hindert Dich, über das Meer hinaus Deine Siege auszudehnen, die Ungläubigen zu bekriegen, die Bekriegten zu unterjochen, die Unterjochten der christlichen Religion zuzuführen, Jerusalem und Alles, was Deine Vorfahren durch Waffengewalt und Tapferkeit erobert, Deinem Reiche zu unterwerfen?"

---

Wer mochte dem Blicke Ludwig Sforza's, der allein einer heiteren Gegenwart zugewendet schien, die peinliche Spannung der Erwartung, die Furcht einer fehlschlagenden Hoffnung anmerken. Die Mittel, alles schön und fröhlich zu gestalten, so sollte man glauben, waren in seiner Macht. Wenn Vinci auf einer Zeichnung ihn als das Glück abbildete, wie er einen verfolgten Nackenden unter seinen Mantel mitleidsvoll aufnimmt und mit goldener Ruthe die grinsende Noth von dannen scheucht, so

argwohnte Niemand, der die Erfindung sah, daß Moro selbst in unbewachten Stunden die Geißel der Verzweiflung fühlte. Als wenn keine andere Sorgen ihn beschäftigten, machte er sich mit den blühenden Künsten viel zu thun und folgte ihrem Schaffen mit lebendiger Theilnahme. Das trieb die unbewußte Kraft, sich klar auszusprechen, den sinkenden Muth, sich froh zu erheben. Gesandtschaften anderer Art, deren Erfolg Reich und Arm, Groß und Klein mit gleicher Neugierde entgegensah, waren Gegenstand des allgemeinsten Gesprächs. Es handelte sich um den Fortbau des Doms. Als der Mittelpunkt Mailands, auf dessen Platz sich die größten Straßen ausmündeten, erhob er sich, das achte Wunder der Welt, in weißem Marmorglanz über alle Häuser und Paläste, obgleich Kuppel und Thurm, die weit das mailändische Gebiet beherrschen sollten, noch nicht den Tempel krönten. Wenn wir, den Wahrheiten der Bibel fromm vertrauend, nicht

die Gelehrten hören wollen, die von einer vorweltlichen Schöpfung sprechen, so drängte hier die Kirche selbst den Glauben an eine solche auf, deren Riesenglieder die um sie krabbelnde Pygmäenwelt verspotteten, deren viel angestauntes Knochengerüst aus dem Schoos der Erde heraufgebracht zu sein trauerte, weil es nur ein Bruchstück der eigentlichen Größe war. Mehr als ein Jahrhundert war an dem Koloß gearbeitet, aber er war und blieb Ruine. Bis zur Zeit Moro's hatte man sich nie zu dem Gedanken, das Prachtdenkmal je ausgeführt zu sehn, erheben können, wenn man auch Maurer und Zimmerleute, Baukünstler und Bildhauer in buntem Treiben rings umher arbeiten fand, wenn man hörte, wie der Boden unter der Last der Marmorblöcke, die zu Bergen aufgehäuft wurden, bebte und seufzte. Man hatte seine Freude daran, durch eines der fünf Portale in die ungeheuern Hallen einzutreten und zwischen den Säulenstämmen

wie in Laubgängen zu lustwandeln, und nahm nicht Anstoß an dem Anblick der rohen Balkenlagen, die das breite Mittelschiff überdeckten; der Hoffnung, einst so auf dem Marmordache selbst, den Blick auf Liguriens und des Alpenlandes gesegnete Fluren, hin und her zu schreiten, wagte man sich nicht hinzugeben. Man hatte seine Freude daran, wahrzunehmen, wie die Zahl der künstlich geschnitzten Schutzdächerchen von außen und innen mit jedem Tage zunahm, ebenso die darunter stehenden Heiligenbilder, ohne ein Ende der endlosen Mühe abzusehn; aber daß einst ähnliche Figuren auf schwankenden Spitzen in der schwindlichen Giebelhöhe emporragen sollten, das erschien mehr als Traum. Man sprach, und nicht allein Ungelehrte, von einer Trunkenheit des schaffenden Geistes, der in dem Marmorlabyrinth sich verirrt habe und nicht mehr den Ausgang finde. Der fromme Sinn der Vorfahren hatte es in Mailand an Kirchen nicht fehlen lassen

und auch der Dom diente schon als eine solche, denn der Chor war durch eine Mauer gegen Westen abgeschlossen und in ihm prangte der Altar, hinter dem ein rother Vorhang ausgespannt war, und versammelte die Andächtigen um seine Stufen, durch das rastlose Hämmern und Klopfen tönten feierlich hindurch die Ambrosianischen Hymnen. Der Bau verbreitete auf einmal die allgemeinste Trauer. Die Arbeiten wurden eingestellt. Tausende von Handwerkern sahen sich auf ein Gnadenbrot gesetzt und klagten mit Weib und Kind. Wenn sich, wie beim babylonischen Thurmbau, nur zu oft die Bauleute nicht verständigen konnten, wie überwiegend auch stets Bramante's Stimme war und die des allzu ängstlichen Bernhard Zenale übertönte, so waren sie jetzt alle einerlei Meinung und vereinigten sich in dem warnenden Ruf: „Nicht weiter!" Auch Leonhard, der stets zuletzt den Muth verlor, machte ein bedenkliches Gesicht. Man hatte es nämlich

versucht, an einer Stelle das 50 Fuß breite Mittelschiff zn überwölben, und die Pfeiler waren von einander gewichen. Wie ein Flugfeuer lief die Schmerzenskunde von einem Ende der Stadt zum anderen, und mit Thränen und Händeringen kam Alt und Jung auf den Domplatz und sah in der Niederwerfung der zu stark lastenden Gewölbe den Anfang zur Zerstörung des Ganzen. Wie jetzt den Tag hinbringen und wovon leben? las man in manchem verzweifelnden Blick. Aber auch diejenigen, die in dem Dom nicht den Ernährer verloren, trauerten wie über den Tod eines lieben Vaters, denn sie hatten sein Ende nicht so nahe vermuthet, wenn sie ihn auch niemals gesund zu sehn hoffen konnten. Der mailändische Dom war in deutscher Weise von Deutschen erfunden. Dies bewog den Moro, sich in Straßburg Raths zu erholen. Dort waren damals die besten Steinmetzen, so nannte man die Erbauer der deutschen Münster. Ein deut=

scher Brief ward an den Rath und die Bürger Straßburgs gesendet, des Inhaltes:

„Wohlweiser Rath und hochedle Bürger, unsre liebsten Freunde! Die Baumeister des weitgerühmten Tempels unserer hochgelobten Stadt stehn in Zweifel, das Uebergebäu auszuführen, ehe sie mit den sinnreichsten Werkmeistern Rath gepflogen, ob die größten Säulen genugsam stark seien, um ein so unglaubliches Gewicht zu tragen. Der Tempel wird ein über die Maßen staunenswürdiges Werk werden und es wäre ewiger Schaden, wenn er, nachdem er vollendet, sich nicht haltbar erwiese. Da wir nun auf mancherlei Wege sind unterrichtet worden von dem sinnreichen Werkmeister des berühmten Münsters in Eurer Stadt, so bitten wir Euch, uns zu Willen zu leben und ihn, oder einen anderen, der genugsam geschickt ist, uns

hieher zu senden. Herr Anton Gesa, unser Bürger, wird mit ihm das Uebrige besprechen und ihm auf dem Weg gute Gesellschaft leisten, wenn Ihr ihn freundlichst um unserer Liebe willen überreden wollet zu kommen. Wir wollen ihn hier werth und in Ehren halten, daß er zufrieden und vergnügt zurückkehre.

Zu Mailand in unserer Veste.

Galeazzo Sforza,
Herzog zu Mailand."

Die Sendung gereichte den Mailändern zu Trost und Freude und alle waren gespannt, wie die Einladung würde aufgenommen werden. Bald kam ein günstiger Bescheid. Der Steinmetz Hans Hammerer nämlich würde, sobald er die Kanzel im Münster aufgesetzt, sich fördersamst zu ihnen verfügen. Hans Hammerer erschien, als ein viel ersehnter Arzt, um einen

Scheintodten ins Leben zu rufen. Er wurde nicht als ein Freund, sondern als ein Retter, nicht wie ein Künstler, sondern wie ein Fürst empfangen. Außer dem Bildhauer Anton Gesa, der eine Zeitlang in Nürnberg gearbeitet hatte und daher zu seinem Begleiter gewählt war, sollte Dolmetsch noch ein berühmter schwäbischer Maler Hans Baldung Grien sein, der mit aus Deutschland herübergekommen. Die Künstler, weß Namens sie waren, umringten die deutschen Gäste und drückten ihnen die Hände mit herzlicher Begrüßung. Gesa sprach für sie deutsch, Hans Hammerer horchte, aber was er hörte, wußte er nicht, Hans Baldung fing da italienisch an, aber die Umstehenden kannten die Sprache nicht. Die beiden traten einander gegenüber, der Blauäugige sah den Schwarzäugigen an, sie quälten sich ab, die rechten Worte zu finden, aber sie waren so unverständlich als die Figuren, die sie dazu mit den Händen machten. Da griff Hans Ham-

merer sich in den Kopf und verstörte die blonden, glatt gekämmten Haare, das hieß: was anfangen? Und sogleich fing er es vom rechten Ende an. Er holte aus der Hosentasche ein Stück Kreide hervor, nicht um zu schreiben, denn das wäre nichts gewesen, wenn er es auch gelernt hätte, sondern um zu zeichnen. Jetzt hatten es alle weg, was er wollte, und kaum machte er den letzten Strich, so riß ihm Bramante die Kreide fort, um auf gleiche Weise Bescheid zu geben, Leonhard konnte nicht erwarten, bis an ihn die Reihe käme und hielt die Hand des Zeichnenden an. Die Kreide flog behende von dem Einen zum Andern, hier ein Baum und da ein Gesicht, hier ein Halbkreis und da ein Spitzbogen gestaltete sich allen zu klaren Gedanken und drängte das Befremdliche hinter echtes Vertrauen zurück. Sie fühlten sich Brüder in Christo und in der Kunst. Wenn sich jetzt noch das Italienische und Deutsche durchkreuzte,

so war es in einem Fluch, der ihnen über sich selbst entfuhr, daß sie nicht sogleich inne geworden waren, was sie von einander wollten. Denn es war wahrlich keine todte Zeichensprache, die sie mit hurtigen Fingern redeten. Von den Deutschen können wir etwas lernen, gestanden sich die Italiener, und jene wieder, nicht allein um des Geldes willen sind wir nach Mailand gekommen. Die bildliche Unterredung bezog sich vornehmlich auf den Dom. Dahin wünschte Hans Hammerer geführt zu sein. Und da die Künstler sich in Bewegung setzten, theilte sich diese der ganzen Bevölkerung Mailands mit und es entstand ein förmlicher Auflauf. Größer war er nicht, als vor vielen Jahren Abgeordnete des Sultans von Aegypten in wunderlichem Aufzuge dem glorreichen Franz Sforza zur Regierung Glück wünschten. Wie diese, waren die Deutschen ganz Ehrfurcht, als sie den Marmortempel sahen, ganz Ehrfurcht, als an der Baustelle Ludwig Sforza und

Frau Beatrix ihnen zum Willkommgruße entgegenkamen. Unter denen, die den hohen Herrschaften folgten, befand sich der Graf Caspar Vimercati, der der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Dem Befehle gemäß trug dieser die Geschichte des Dombaues in solcher Art vor:

„Einer der ruhmwürdigsten Herzoge von Mailand war Johann Galeazzo Visconti. Des Volkes Segnungen begleiteten ihn zum Traualtar, und ihr frommes Sehnen erflehte einen Thronerben, der dem Vater ähnlich wäre. Die Hoffnung sah sich getäuscht in der Geburt einer Tochter. Als eine zweite Tochter das Licht erblickte, da theilte der Herrscher die Besorgniß, daß er die Reihe der Herzoge Visconti beschließen würde. Darum gelobte er der heiligen Jungfrau einen Tempel, wie ihn nie die Welt gesehn, wenn ein Knabe das Glück der Herrschaft befestigte. Wie sein Gebet, sollten zu den Sternen hinstreben kühn emporsteigende

Pfeiler, jubelnd sich aufschwingende Bogen und die göttliche Gnade den spätesten Nachkommen verkündigen. Zu der Zeit, es war im Jahre des Heils 1385, kam ein deutscher Baumeister aus Spanien, wo er in Burgos vollgültige Proben seiner Kunst zurückgelassen, durch Mailand, um nach seiner Heimat zurückzukehren. Des Herzogs Großmuth und Vertrauen fesselten ihn hier. Und der Künstler entwarf die Zeichnung zu dem prächtigen Gotteshause mit einer Sicherheit, die die Möglichkeit der Ausführung vollkommen verbürgte. Nicht einen spitzen Giebel schrieb er vor, wie ihn die deutschen Münster zeigen, sondern einen, der sich der antiken Weise nähert, so daß das leise sich absenkende Dach einen wundervollen Altan bilde. Die Kuppel über dem Bau in Kreuzesform sollte von Außen als ein schlanker hoher Thurm emporragen, zu oberst die heilige Jungfrau stehn, hoch über allen Heiligenbildern umher. Denn die vier Reihen Säulen, die den inneren unge-

messenen Raum durchschnitten, alle Strebepfeiler sollten sich als schlanke, reich verzierte, mit Figuren gekrönte Pyramiden über dem Dach erheben, als wenn es des Erfinders Absicht gewesen, mit kolossalen Lanzen den Himmel zu bestürmen zur Erhörung des Gebetes. Die Zeichnung erfüllte den Herzog mit hohem Entzücken, so daß er beschloß, durch ein freiwilliges Gewißgeld sich zu binden und auszusprechen, wie ernst er es mit dem Gelübde meine. In weitem Umkreise wurden die Gebäude umgerissen, wo der Dom prangen sollte, edle Bausteine in Fülle angeführt, die Grundfesten gelegt. Und siehe, ein Sohn begrüßte die Welt und lohnte dem frommen Eifer. Freudig wuchsen die Steine aus dem Boden hervor und drängten sich wetteifernd wie die Blumen zum Sonnenlicht. Da ward am Langensee ein Lager des schönsten weißen Marmors entdeckt. Nicht lange dachte der Herzog nach und bereute, den Bau zu früh unternommen zu

haben, sondern befahl, alles dem Erdboden wieder gleich zu machen. Mit namenloser Mühe ward der selten schöne Marmor nach Mailand gebracht und das Werk nach zweijähriger Arbeit von neuem begonnen. Im Laufe eines Jahrhunderts arbeiteten an ihm der Meister viele, Italiener und Deutsche aus Freiburg und Prag. Je mehr der Bau den mütterlichen Boden verließ und zur Freiheit aufstrebte, desto schwerer ward seine Leitung. Mit Muth ging dieser an das Werk und hoffte des bedenklichen Unternehmens Herr zu werden, jener zweifelnd, und gab verzweifelnd das trostlos Unfertige in andere Hand. Was Ihr seht, brauche ich Euch nicht zu beschreiben. Ich that, was mir geheißen war, jetzt ist es an Euch, edler und berühmter Künstler."

So sprach Caspar Vimercati. Hans Hammerer gehörte nicht zu den Zweifelnden. Er unterrichtete sich, wie man das Mittelschiff habe überwölben wollen und gab lächelnd den Bau-

meistern zu verstehn: Daran habt Ihr es nicht recht gemacht. Er vermaß den Raum, lothete die Pfeiler ab und erklärte, daß sie wohl stark genug wären, das höchste Gewölbe zu tragen, aber nicht um dem Seitendruck eines niedrigen zu widerstehn. — Theils um den antiken Mustern zu folgen, theils in der Absicht, die Last zu vermindern, wollte man nicht ein spitzbogiges, sondern ein halbzirkliges Gewölbe aufsetzen, ohne zu bedenken, daß, wenn dieses auch leichter ist, es mit größerer Gewalt die Stützen auseinander drängt. Und diese waren hier im Vergleich zur Höhe außerordentlich schlank.

---

Wie vorher die Trauer, war jetzt die Freude auf dem Domplatze laut. Nicht allein die auf Kunst und Erfahrung gestützte Ueberzeugung des deutschen Meisters Hammerer, sondern auch die Berechnung des gründlichen

Lukas Paciolo von Druck und Gegendruck setzte bei allen die Möglichkeit des Fortbaues und der Beendigung außer Zweifel. Leonhard da Vinci, auf den sich als den rettenden Genius die Blicke diesmal fruchtlos gerichtet hatten, war darüber keineswegs betreten. Niemand, selbst der krakehlende Prior nicht, rückten es ihm vor, wie er in dem Verzeichniß seiner Leistungen sich anheischig gemacht habe, es jedem Baumeister gleich zu thun. Bei Leonharden selbst überwog die Lust, noch Vieles lernen zu können, bei weitem die Eitelkeit, alles zu wissen. Und in der Kunst, eine unverhältnißmäßige Last auf dünnen Stützen im Gleichgewichte zu erhalten, stellte er eben ein Werk dar, das in seiner Art nicht weniger merkwürdig war. Dieses war die gigantische Reiterstatue. In einem großen Raum neben den Marställen des Feldherrn Sanseverino, von denen einer nach Leonhard's Zeichnung gebaut war, formte er aus einem Berg von Thon

das Modell, das in dem engen Rahmen des Gebäudes, in dem es sich aufthürmte, noch gewaltiger aussah. Das Roß war erst fertig, das mit der noch fehlenden Bildnißfigur nicht weniger als 12 Ellen messen sollte. Nicht allein der Meister und seine Schüler schwitzten während der Arbeit, sondern auch die Pferde, deren viele von dem schönsten Wuchs und gelenkesten Gliederbau Sanseverino besaß. Sie alle standen dem auch in ritterlichen Künsten wohl erfahrnen Leonhard zum Dienste bereit. Oft sah man ihn auf dem Reitplatz die wildesten Renner zu immer größerer Anstrengung spornen. Er dachte nicht an das gequälte Thier und nur in so weit an sich, als er auf jedes, auch das unvermerkteste Vor- und Rückbeugen, auf alle Wendungen seines Körpers merkte, auf das bald losere bald stärkere Anlegen des Schenkels, um der Gewalt des Laufes zu begegnen und sich in fester Stellung zu behaupten. Oft ließ er die verwegensten Schüler

ein feuriges Roß besteigen, um zu beobachten, wie bei diesem in abwechselndem Spiel sich Muskeln und Sehnen thätig zeigten, deren Gestalt und Lage ihm, der die Anatomie der Pferde beschrieben, genau bekannt war. Wer das erste Mal den Thon-Koloß sah, der trat scheu zurück vor der Größe, aus Furcht, von dem stürmisch ausschreitenden Hengste überrannt zu werden. Das todte Auge schien wild zu funkeln, man glaubte das Schnaufen der weit gesperrten Nüstern zu vernehmen. Stutzend spitzte er die Ohren und bereitete sich zum plötzlichen Sprunge vor. So wußte Leonhard die Trägheit der Masse zu bezwingen und ihr durch den Ausdruck des Augenblicklichen Leben und Geschwindigkeit zu verleihen. Wie ein wildes Thier, das im Käfig gezeigt wird, bewunderten Tausende täglich das gigantische Gebilde, das drei Füße und der lang herabfließende Schweif allein mit dem Boden verbanden. Der Eine pries die Schönheit und Wahrheit,

der Andere konnte nicht begreifen, wie die leichten eisernen Stangen, die als Gerippe dienten, die Last im Schweben erhielten, der Dritte staunte den Schöpfer an, der in so kurzer Zeit so Großes vollführt. Außer den Leuten, die nur die groben Handleistungen besorgten, stand dem Meister allein der Bildhauer Johann de Busti zur Seite, den er in der Akademie unterrichtet und ihm, obgleich er vordem schon ausübender Künstler gewesen, den Begriff von der Größe der Bildnerei erschlossen hatte.

Die Anwesenheit des deutschen Malers bestimmte ihn die Arbeit abzubrechen und wieder zum Pinsel zu greifen. Wenn er auch nach dem Ausspruche aller vorurtheilsfreien Beschauer in dem Wettstreit mit Ambrosius Borgognone und Bernhard Zenale die Palme errungen, so wollte er noch einmal der Aufgabe auf eine durchaus andere Weise zu genügen suchen. Nicht um etwa den alten Meistern wehe zu

thun, das war ihm, der sie aufrichtig schätzte, fern; im Gegentheil, um sich den Beifall des einen zu gewinnen, der, wie Frau Beatrix, nicht gut auf die Leda zu sprechen war.

Zenale, der lange, bleiche Mann, konnte noch immer mit dem Altarblatt für die Ambrosiuskirche nicht fertig werden, während Leonhard Werke über Werke schuf, wie jeder folgende Frühlingstag Blüthen in stets reicherer Zahl hervorruft. Zenale sah ernst, oft nicht ohne Bitterkeit, das Leben an. An seiner Langsamkeit und seinem Unmuth war zum Theil seine Kränklichkeit Schuld. Mit Schmerz sah er, wie das Alte durch das Neue verdrängt wurde, und er zählte sich selbst zu dem zurückgeschobenen Alten. Seinem Sohn eignete er die von ihm niedergeschriebenen Gedanken über die Perspektive und den menschlichen Körperbau zu, denn sonst wollte ihnen Niemand Aufmerksamkeit und Achtung zollen. Als er von der Einladung der deutschen Meister hörte, da

schlug er mit beiden Händen an den Kopf, nahm die Mütze ab, als wollte er sagen: Gott sei mir Sünder gnädig! Holt man jetzt, murmelte er für sich, sogar Vormünder für die mailändische Kunst aus dem Auslande her? Ganz anders war und dachte Borgognone, der kurze alte Herr. Sein Haar war schleierweiß, aber dicht und kraus wie das eines Knaben, sein Gesicht hatte manche Falte, aber Fülle und Röthe waren ihm geblieben, ein wohlthuendes Kindeslächeln umspielte des Greises Mund. Wenn man sagt, daß die Kunst ihren Lohn im Gelingen der Werke findet, so merkte man ihm die Wahrheit dessen an; wenn man den Menschen nach der Wahl seines Umganges beurtheilen kann, so sah man, daß sein Geist mit Engeln verkehrte, die Niemand anmuthiger als er zu malen verstand. Dem deutschen Maler Hans Baldung zeigte er sich, wie er nur konnte, gefällig, denn auch dieser war ein Meister in Darstellung süßer Engelnaturen.

Borgognone konnte sich nicht satt an den Zeichnungen seiner reich ausgestatteten Mappe sehn. Wie er, hatte es auch der Fremde gewagt, den Engeln Kinderkäppchen zu geben. „Gut,“ sagte er, „daß ich Euch nicht früher gekannt, denn sonst würde ich mein Gewissen beschwert glauben, Euch bestohlen zu haben, und nicht ruhig sterben können.“ — Wie Einige wollen, lernte Leonhard's Pinsel wirklich etwas von den Deutschen, indem er das Gute theils auf Baldung's Blättern, theils in den Gemälden erkannte, die der genannte Anton Gesa auf Moro's Befehl in Straßburg und anderwärts in Deutschland gekauft hatte.

Borgognone führte den Deutschen in des Letzteren Wohnung und dieser wies gern Alles vor, was er von Zeichnungen besaß. Beide fanden des Bewunderns kein Ende und priesen den Reichthum und die Mannichfaltigkeit seiner Erfindungen. Nur beim Anblick der Leda sahen sie sich befremdend an. Borgognone, als wenn

er sich in der Seele des Malers schämte, blickte zur Erde, da er in den Zügen der nackten Schönheit die züchtige Frau Beatrix erkannte. Der stille Tadel des Einen galt ihm mehr als die lauten Lobsprüche Vieler. Leonhard beruhigte ihn und den Fremden, daß er einigen Gelehrten zu Liebe in dergleichen Dingen sich versucht habe, da er, wenn er seinem Herzen folge, anders male, denn:

Was Jemand kann, ist nicht zu wollen stets am Ort.

Aus der Masse der Entwürfe zog er einen hervor, den in einer besseren Zeichnung Frau Beatrix besaß.

Eines Tages trat Leonhard in die Zimmer der Gebieterin ein, um ihr den Plan zu einer beabsichtigten Veränderung im Garten vorzulegen. Wie freudig war er überrascht, als er sie, die durch ein reges Eingehn in die Gespräche der Gelehrten und Künstler einen männlichen Ernst zeigte, ein Kind unter ihren Kindern sah. Damals fingen die Knaben eben zu

kriechen an. Mit gelöstem Haar lag sie auf den Knien und ermuthigte die Lieblinge, daß einer dem andern im Kriechen den Preis abgewönne. Das Mutterauge ganz auf sie hingewandt, ward Beatrix des Hereingekommenen nicht ansichtig. Der kleine Max kehrte sich zu dem zurückbleibenden Franz, da dieser wie flehend die Händchen zusammenlegte, mit dem Bruder Geduld zu haben. „Recht so,“ sagte sie in einer liebenswürdigen Mischung von Scherz und Ernst, „huldige Franz in deinem Bruder dem Herzoge, in ihm, dem drei Stunden älteren, verehre deinen Herrn und den Herrn von Mailand. Leonhard zeichnete die Gruppe aus der Erinnerung mit Leben athmender Wahrheit, die mild bedeutende Mutter, die die rechte Hand auf die Schulter des knienden, fromm gutmüthigen Knaben legt und die linke über den andern erhebt, der sitzend feierlich ernst ihn anblickt.

Die Zeichnung, die beim Empfang Beatrix

mit großem Vergnügen erfüllte, erhielt für sie jetzt einen erhöhten Werth, obschon die Knaben längst das Kriechen verlernt hatten. Eine erfreuliche Botschaft war von dem Kaiser eingetroffen. Aus Antwerpen, wo er sich damals aufhielt, kam ein Schreiben von einem der Abgesandten in Deutschland mit der Nachricht, daß die Belehnung nächstens erfolgen würde. Moro und Beatrix nahmen keine Glückwünsche an, doch die Art, wie sie abgelehnt wurden, konnte nur zur größeren Begründung des Gerüchtes beitragen.

Dies war für Leonhard Veranlassung, ein kleines Bild zu malen, dessen eigendste Bedeutung der Empfängerin nicht dunkel sein konnte. Wie auf der Zeichnung nahm die Mitte die Mutter ein, die er sich als die heilige Jungfrau dachte, das göttliche Kind und der kleine Johannes waren die Zwillinge, dieser betet ihn an und jener hebt die Rechte zum Segensspruch empor. In der einen Ecke kniet ein Engel

von jungfräulichem Ansehn. Er war das treue Bildniß des liebreizenden Melzi. Aus dem Bilde blickt er heraus und deutet mit der Hand auf Johannes als ein Beispiel der Nacheiferung. „Verehrt ihn alle so wie er!" scheint auf seinen Lippen zu schweben. Leonhard gab der Madonna ein blaues Gewand und einen gelben Ueberwurf, dem Engel ein rothes Gewand und einen grünen Mantel, im wirksamen Abstande zu der dunkeln Umgebung. Um nämlich an die Rocca zu erinnern, erfand er eine Felsengegend von wundersamer Bildung. In kolossalen Pfeilern dicht an dicht starrt das Gestein empor, durch deren Zwischenräume das Auge eine Aussicht auf Wasser und Landschaft gewinnt. Die schroffe Natur, die durch das Wonneselige der Mutter mit den Kindern sich zur traulichen Grotte gestaltet, die strenge Abgeschlossenheit, die eine Welt süßer Gefühle einfaßt, das Kalte des Steines im Gegensatz zu dem warmen Leben verleiht der Erfindung

einen Zauber, der eben, weil er unerklärbar ist, so unwiderstehlich anzieht. Es ist dem Sinn so nah und so fern, es spricht aus ihm innig Verwandtes und zugleich Fremdes. Nicht mit Unrecht bemerkten Einige, daß in der Madonna unter den Felsen etwas Deutsches wehte.

Mehr lernte von den Deutschen ein anderer Künstler, Cäsar Cesariani, ob er sich gleich Bramante's Schüler nannte. Sein wild verstörtes Auge, seine wirr umherflatternden Haare gaben ihm das Ansehn eines Wahnsinnigen, sein kicherndes Hohngelächter, womit er die abfand, die gegen ihn weise thaten, ward als Bosheit ausgelegt, seine Keckheit, mit der er sich auf schwanken Gerüsten, auf morschem Gemäuer oft augenscheinlicher Lebensgefahr preisgab, hatte etwas Teuflisches. Nur die ihm nahe standen, wie Bramante, wußten, was sie an ihm hatten, was einst die Welt an ihm haben würde. Mild beurtheilte ihn, wer sein Schicksal kannte, der heidnisch zum Verderben

ausgesetzt war, nicht als neugebornes Kind, das verschmachtend sich nicht lange quält, das, wenn es schreit, nicht zu zürnen weiß, sondern als Knabe, der schon der Mutterliebe froh geworden; ihn bemitleidete, wer seinen Schmerz kannte, der aus dem Heiligthume der Familie auf die Straße hinausgestoßen, von den Nächsten um Alles, Gut und Heimat sich betrogen sah und schweigen mußte, weil es Nächste waren. Zu früh war seine Mutter gestorben und sein Vater heirathete ein junges Weib, um den Verlust recht zu erkennen. Die neue Frau legte es darauf an, das Alte und den Alten nach ihrer Art zu verbessern. Was er that und ließ, war ihr nicht recht. Sie schalt, daß er durch Affenliebe den Sohn verzärtle und verderbe. Welche Schule ließ sie diesen durchmachen! Oft verbarg ihn der Vater, um ihn vor ihren Mißhandlungen sicher zu stellen, oft steckte er ihm heimlich etwas Geld zu Brot zu, damit er ihr nicht, so lang sie übler Laune

war, vor die Augen kåme. Aber sein Unglück fing erst an, als ihm in Jachomo ein Stiefbruder geboren wurde. Jeden Liebesblick, den die Mutter dem Neugebornen zuwarf, mußte er büßen; wenn Jachomo weinte, so trug Cåsar die Schuld, und jener war, ehe er noch reden konnte, sein verhaßter Ankläger. Jachomo ward zu den tüchtigsten Lehrmeistern geschickt, er bekam alles, was ihm nur an den Augen abgesehn werden konnte, der wilde Junge aber, so ward Cåsar genannt, mußte vergessen, was er gelernt, in der Küche mit der schlechtesten Kost den Hunger stillen, weil man sich seiner in zerlumpter Kleidung am Tische schåmte. Am liebsten war es ihr und dem Vater, der durch ein Paar Kupferstücke ihn gern vom sauern Hausdienst loskaufte, wenn er sich den ganzen Tag nicht blicken ließ und oft auch Abends nicht zu seinem Strohlager kam. So demüthig und duldsam er sich daheim geberdete, so toll und ausgelassen war er, wenn er sich fern von

der Stiefmutter sah. Von einem Troß Gassen=
u ben war er, dem kein Baum zu hoch, kein Graben zu breit schien, der Anführer. Der Dom war der beständige Tummelplatz. Oft trennte Cäsar sich selbst des Nachts nicht von der Stätte und bettete sich unter Schutt und Steinen, um nach wohl gehaltenem Schlafe zu sehn, wie sich die Morgenstrahlen an den Mauern brachen, von der einen zur andern Marmorspitze tanzten und wechselnd umher=blinkten. Ihm war es, als wenn im Walde der Gesang von tausend Vögeln in den Zweigen wach würde. Mit Tagesanbruch fing schon der Unfug des wilden Heeres an, das oft den Kirchengesang, oft das Arbeiten der Steinmetzen übertönte. Ihm zu steuern, waren keine Ver=schläge hoch, keine Verbote streng genug, um nicht über sie hinwegzukommen. Die ange=drohten Strafen reizten nur, sich im ungestörten Besitz den Häschern zum Trotz zu behaupten. Wenn eine Jagd angestellt wurde, so waren

die Verfolgten stets im Vortheil, weil sie, im Laufe überlegen, in dem ersten Raum Schlupfwinkel kannten, in denen sie sich bequem verbergen konnten. Hatten die Häscher den Rücken gekehrt, so wurden bald Turniere geliefert, wo es blutig genug herging, weil die Steine wie im Schloßenregen umherflogen. Cäsar hatte an der Stirne Narben von Wunden, die bei Schwächeren unfehlbar tödtlich gewesen wären. Ein wüthiges Wettrennen durch die Pfeilerreihen bis zur Erschöpfung aller Kraft war nicht weniger beliebt. Am gefährlichsten waren die Kunstspringerstücke, in denen Cäsar sich besonders auszeichnete. Den nachdrücklichsten Beahndungen zum Spott kletterte die Jugend auf den Gewölbern umher, übersprang weite Oeffnungen, ließ sich an Stricken herab oder schaukelte sich in schwindlicher Höhe. Der verwegene Anführer machte einst wider Willen einen Luftsprung, der die sonst gegen Angst und Schrecken abgehärteten Spielgenossen mit größtem Ent-

setzen erfüllte. Von dem Gewölbe stürzte er köpflings auf die Straße hinab. Kein Gebein wäre an ihm ganz geblieben, wenn nicht glücklicher Weise unten ein großer Sandhaufen ihn aufgenommen hätte. Doch lag er lange todt und steif, und als er die Augen aufschlug, da gab sich in den phantastischen Bildern, die ihn umgaben, deutlich eine Gehirnerschütterung zu erkennen. Er klagte, weinte und rang die Hände darüber, daß der Dom zusammengestürzt, daß mit der Mutterkirche Mailand untergegangen, daß mit ihr die Mutter ihm begraben sei. In andächtigen Gebeten, so kam es ihm vor, kletterte er auf den Trümmern vergangener Herrlichkeit, die unter seinen Tritten nur tiefer in den Boden versanken, er wühlte unter dem Schutt, um die vergrabenen Schätze hervorzuholen, aber nur weiter öffnete sich der Abgrund, der mit den Bogen und Säulen alles Leben verschlang. Nach wiederholtem Aderlaß beruhigte sich des Kranken Geist, er genas,

doch behielt er fortan den stieren Blick. Nur zu bald bewährten sich seine Schreckensträume, den Dom und Mailand aufgeben zu müssen. Cäsar's Vater erlag dem vieljährigen Gram. Die Witwe wollte nicht an dem fünfzehnjährigen Sohne gut machen, was sie an dem Alten verbrochen. Anscheinend wohlwollend beschenkte sie ihn mit neuen Kleidern, sie ging neben ihm durch die Straße, als wenn sie den Pflegebefohlenen nicht länger verläugnen wollte. Sie sprach viel von dem Vergnügen des Reisens und fragte, ob er nicht ein solches verspüre. Cäsarn, der nicht wußte, wie ihm geschah, begleitete sie zum Thor, aus der Stadt hinaus. Hier zog sie einen Geldbeutel hervor und legte ihn in seine Hand. Er machte ihn auf. Es waren lauter Silberstücke, so viel, als er noch nie beisammen gesehn. Er fand nicht Worte des Dankes. Da hub jene an und erklärte ihm, wie es gemeint sei. „Suche, Cäsar, anderswo dein Glück, schwöre mir, nie nach

Mailand zurückzukehren, nie zurückzukehren, denn sonst lasse ich dich umbringen." Ihm war noch in gutem Gedächtniß, wie er durch ein Wunder dem Tode entronnen sei, und ihr ins blitzende Auge sehend, weigerte er sich nicht, das Versprechen zu geben. Froh darüber, ihn um das väterliche Erbtheil geprellt zu haben, wünschte die Stiefmutter scheidend glückliche Reise und verschwand. Cäsar sah die Stadtmauern und den Domchor, der vollendet über alle Wälle emporragte, und es wurde ihm schwer ums Herz. Allein wieder in den Beutel blickend, da auch in ihm, wie in allen gesunden Naturen, sich von Zeit zu Zeit die Wanderlust meldete, brach er sich getrost vom nächsten Baum einen Stab und ging, so weit ihn die Füße trugen. Er wußte nicht wohin, aber überall erkundigte er sich, wo die besten Wege und die besten Menschen wären. Da ihn die Frage, was er sei und was er wolle, nur zu oft beschämte, so gab er sich für einen Maurer

aus Mailand aus, der anderswo Kundschaft suche. Mailand verlassen zu haben, ward ihm überall zum Vorwurf gemacht und ihm Ferrara als der Ort angegeben, wo es den Maurern sonst am besten gehe. Für sich hinbrütend, wanderte er einsam fürder, aber die Reue ging ihm zur Seite und hielt ihm die vergeudete Zeit seines tollen Treibens vor. Heißer wurde er durch das Sinnen als das Wandeln, obgleich er mit hastigen Schritten den Gedanken zu entrinnen suchte. Wenn er spät in einer Herberge sich auf das Lager warf, so sah er sich von den tausend und abermals tausend Heiligen des mailändischen Doms umringt, die ihn alle zur Rede stellten, und mit gefalteten Händen gelobte er Besserung. An Entbehrungen gewöhnt, reichte die Barschaft aus zu der Reise nach Ferrara. Hier kehrte er den Beutel um, aber kein Geldstück fiel heraus. Der regierende Graf Herkules von Este ließ eben einen Palast bauen. Cäsar ging dahin, legte unaufgefordert

überall Hand an, wo Kraft nöthig war, und erwarb sich Dank und Lohn. Sein abenteuerliches Aussehn, da der Eine ihn für einen Irren, der Andere für einen entflohenen Sträfling hielt, erregte Aufmerksamkeit. Noch mehr, da ein Mönch, an den er sich als an einen Landsmann gewandt, berichtete, daß Cäsar Cesariani mit eben dem Eifer den rohen Hantirungen als den Wissenschaften obliege, daß, wenn er Abends müde vom Bauplatze heimkehre, keine Ruhe vor einer unbegreiflichen Lernbegierde finde, daß er mit brennender Lust jetzt Latein lerne, um die zehn Bücher des Vitruv zu lesen, die ihm als die Grundsteine der Baukunst gerühmt seien. Nicht dauerte es lange, so wurde er dem Grafen Herkules von Este empfohlen, der sich seiner großmüthigst annahm. Als einen, der eine ausgezeichnete Geschicklichkeit zu entwickeln verspräche, ließ er ihn von den Gelehrten an seinem Hofe gründlich unterweisen. Jedes Blatt des Vitruv er=

füllte ihn mit Begeisterung. Je mehr er sich in ihn vertiefte, desto lebhafter trat ihm das Bild von der Heimath und von seinem Dom vor die Seele. Wie oft hatte er die Riesensäulen umklaftert, wie oft in den Schiffen die Schritte der Rennbahn gezählt, aber jetzt erst ging ihm die Größe des Tempels auf; wie oft hatte er zu den unzähligen Zierathen emporgeschaut, mit der Hand die Glätte der Marmorflächen geprüft, aber jetzt erst erkannte er die Kunst in ihrer Erhabenheit. Die Ferne brachte ihm erst das Liebe nahe. Wie sehnte er sich dahin! Er zögerte, ob ihm auch die Wissenschaft, ihn des gegebenen Wortes entbindend, den zerrissenen Absagebrief vorhielt. Als die Gräfin Beatrix als Braut des mailändischen Regenten feierlich heimgeführt wurde, als er unter den gesandten Mailändern Freunde wiederfand, da konnte er nicht anders, als sich an das Gefolge anschließen. Beatrix verließ Ferrara mit einem Herzen voll Hoffnungen, mit

einem Reichthum an kostbaren Geschenken; auch Cäsar verließ es nicht arm, mit einem Schatz von Kenntnissen, mit einer Handschrift des Vitruv, die ihm beim Scheiden sein Beschützer verehrte. Noch eher als der Brautzug betrat Cäsar die theure Vaterstadt. Er war ihm vorgeeilt. In einer klaren Nacht begrüßte er sie und sein erster Gang führte ihn zu dem selbst bei Sternenschimmer prangenden Dom. Ein Wächter wies ihn hier zurück. Cäsar erklärte, daß ihm Stadtthor und Zugbrücke geöffnet sei als einem, der zum Geleit der erwarteten hohen Braut gehöre, und daß er gleiche Achtung auch hier heische. Der ging aber darauf nicht ein und gab ihm den Rath zu schlafen, während er wachen müsse. Trübsinnig schlich er fort, aber sah oft zu den Mauern zurück, die während seiner Abwesenheit ansehnlich emporgestiegen waren. Bald durchstrich er diese, bald jene Straße und kam, ohne daß er es wußte, wieder in den Dom. Jetzt war ihm Niemand

lästig. Er durchwandelte mit andachtsvoller Ehrfurcht die prächtigen Räume. Wie anders dachte er jetzt und vordem. Er schämte sich der früheren Jahre und zürnte nicht der Ungerechtigkeit, die ihn ein besserer Mensch zu werden zwang. „Ihr gedachtet, es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“ Als er sich so seinen Empfindungen hingab, da hörte er den Wächter in einer Ecke schnarchen. Schlafe du, sagte er für sich, ich will nun für dich wachen.

Cäsar wandte sich an Bramante Lazzari. Durch die Schilderung seines Unsterns weckte er bei ihm Mitleid, durch die Darlegung seines Wissens Theilnahme. Er theilte ihm seinen Wunsch mit, den er als ein weit aussehendes Ziel sich gesteckt hatte, den Vitruv in einer italienischen Bearbeitung zum gemeinnützigen Orakel zu erheben. Nicht sah er es auf eine bloße Uebersetzung ab, sondern durch eine Durchbildung des Stoffes nach allen Seiten hin sollte

in ihm der Baubeflissene alles finden, was ihm zu wissen noth thue. Bramante bediente sich mit uneingeschränktem Vertrauen seitdem der Beihülfe Cesariani's bei allen Bauten. Mit Freude sah er, wie dessen schriftstellerisches Unternehmen langsam, aber als edle Frucht mühsamen Strebens reifte. Mit ihm einverstanden fand der Ausleger den Grund der baukünstlerischen Regeln in der Natur. Ein Capitel begann folgendermaßen:

„Wenn wir gedenken, die Gliedmaßen eines Körpers in Stein zu bilden, so müssen wir die ganze Gestalt im Auge haben, darum man auch von dem Hause vorerst ein Modell zu machen pflegt, den Bauplatz besichtigt und darnach die Länge und Breite und die dazu erforderliche Höhe ermißt. Dieweil es nun nicht möglich ist, ein Werk rechtmäßig auszuführen ohne gute Ordnung, so will nach Vitruv

die Ordination vor allen Grundregeln der Baukunst wohl eingesehn sein, gleich wie die Natur alle Dinge in bestimmter Ordnung hervorbringt, erhält und untergehn läßt, deren Beispiel wir in unsern Arbeiten insonderheit nachtrachten und folgen müssen. Haben wir die Ordnung, so wenden wir vor allem unsern Verstand auf die Distribution. Vitruv nennt sie Oekonomie, denn distribuere heißt: austheilen. Wie der Oekonom oder Schaffner in großen Häusern ein großes Tuch zerschneidet zu den Röcken des Gesindes oder gleichermaßen ein Baum die Kraft und Nahrung durch den Stamm in allen Aesten verbreitet und austheilt vom größten bis zum kleinsten Zweiglein, solcher Gestalt verhält es sich auch, wenn wir einen herrlichen Bau ausführen wollen, darum wir die Wirkung der Natur, wie solche in allen Geschöpfen sich regt, wahrzunehmen

und in unseren Werken nachahmend zu versinnlichen haben.“

Wenn manche Bemerkung, mancher Gedanke Bramante's, dem Verfasser selbst unbewußt, in den italienischen Vitruv kam, so hatte die Anwesenheit des deutschen Meisters Hans Hammerer auf die Abfassung einiger Abschnitte einen unverkennbaren Einfluß. So lange sich derselbe in Mailand befand, war Cäsar um ihn. Keine Stunde im Dom verging ihm schneller, als in der er seinen Unterricht genoß, keine hielt er weniger für verloren. Er lernte, worin die deutsche Baukunst am Entschiedensten sich von der antiken trenne, er lernte das Geheimniß des Steinmetzengrundes, so ward die Anordnung des Gebäudes nach dem gleichseitigen Dreieck genannt. Daß er den Meister verstanden, leuchtete diesem zur Genüge aus Zeichnungen ein, die Cäsar von dem mailändischen Dom entwarf, um sie seinem Vitruv einzuver-

leiden. Hier sah man einen Durchschnitt mit, hier einen ohne Querschiff. Wie die durchgezogenen Linien darthaten, wiederholte sich überall im Ganzen und im Einzelnen die Form des gleichseitigen Dreiecks, überall bezeichneten die drei Punkte Hauptpunkte der Anlage. Die Spitze der Gewölbe, die der Giebel war die Spitze größerer und kleinerer Dreiecke, aber den Gipfelpunkt des größten nahm, wie billig, das Standbild der heiligen Jungfrau ein.

---

Ludwig Sforza wollte, daß das Fest des Weiterbaues, der mit verdoppelten Kräften unternommen wurde (mit ihm verband sich schweigend das Fest seiner Erhöhung), durch kirchliche Feierlichkeiten noch mehr verherrlicht würde. Auf seine Veranlassung ward eine hochheilige Reliquie mit frommen Gesängen, im prächtigen Zuge von Geistlichen und Welt=

lichen nach dem Dom gebracht und hier für ewige Zeiten am Chorgewölbe befestigt. Mailand bewahrte als seltenstes Kleinod den Nagel, der die Füße des Erlösers ans Kreuz heftete, der eine der Quellen schlug, in deren Purpursprudel die vier und zwanzig Aeltesten ihre Kleider helle gemacht, in deren Rosenschein das bußfertige Weltkind den Trost empfängt: „Dir sind deine Sünden vergeben!", in deren roth fließender Schrift das verlöschende Auge des Kranken liest: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein." Kaiser Constantin, der Heilige, mit seiner heiligen Mutter entzogen das gebenedeite Kreuz dem Schoos der Schädelstätte und führten mit ihm auch die drei heiligen Nägel nach Rom. Mit dem Tode Constantin's verschwand auch einer der Nägel. Bei seiner Unkenntlichkeit hielt man ihn für ein Stück des Stangenzaumes, dessen sich der Kaiser bedient. Mit altem schlechten Eisen ward er verkauft. Ein günstiges Geschick fügte es

daß der heilige Ambrosius nach einer Schmiede gerufen wurde, um eine todtkranke Frau mit den letzten Gnadenmitteln zu versehn. In der schmutzigen Werkstatt fühlte sich der heilige Bischof wunderbar ergriffen. Nicht auf die Feuerlohe, die wie aus einem Drachenschlund hervorzischte, heftete sich sein Auge, nicht auf das glühende Eisen, das unter den Hammerschlägen eine Sternensaat verstreute, sondern auf einen Haufen zerbrochenen, rostigen Eisens, aus dem ihm ein helleres Feuer, ein schönerer Stern aufleuchtete. Der Heilige wühlte und grub darin, ob ihn gleich weinende Kinder jammernd beschwuren, an das Bett der röchelnden Mutter zu treten. Er hörte nicht eher, als bis er den lang erspähten Nagel zum Vorschein gebracht. Ihn täuschte nicht der Schein, denn als er mit dem heiligen Zeichen einmal die Leidende berührte, da erhielt ihr brechendes Auge Empfindung, zum anderen Mal, da wichen die Schmerzen, zum dritten Mal, da dankte sie laut

betend dem Herrn, der durch das Wunder der Genesung an ihr groß geworden. Der h. Ambrosius brachte seinen Fund nach Mailand und begnadigte mit ihm den Altar der Theklakapelle. Dieselbe nahm im Dombezirk eine bescheidene Stelle ein und ward, seitdem der Chor des Marmortempels zum Gottesdienst geweiht war, die Winterkirche genannt, dieser dagegen die Sommerkirche. Da der Dom gegen winterliches Unwetter nicht wohl verwahrt war und zu befürchten stand, daß bei Sturm der Regen den Abendmahlskelch treffen konnte, so wurde von den Domherren bis zum März in der Theklakapelle die Messe gehalten. Leonhard half durch seine Geschicklichkeit dem Uebelstande ab. Nach seiner Zeichnung wurden Fenster angefertigt, die durch Eisendraht und Eisenstangen so versichert waren, daß ein Eindrücken der Glasscheiben als unmöglich erschien. Hans Hammerer erklärte, daß die neuen Fenster den Chor in gleichem Maß schützten und zierten.

Moro's Wunsch war es jetzt, daß die erste Reliquie Mailands im Dom aufgestellt würde, und zwar so, daß sie sich immer der öffentlichen Beschauung und Anbetung darböte. Ueber dem Hochaltar am Gewölbe sollte sie unantastbar für ewige Zeiten prangen. Leonhard schaffte wieder Rath. Ein Schmuckkästchen ließ er anfertigen von Seide und Gold mit einem Glase an der Vorderseite, wo in einem Kranz von goldenen Strahlen der eiserne Nagel schimmerte, heller als sie. Nachdem die Stelle am Chorgewölbe dazu angepaßt war, erfand er eine Vorrichtung von Schrauben und Rollen, vermittelst welcher während des Hochamtes leicht und sicher der Erzbischof mit eigener Hand die h. Reliquie hinaufziehn konnte. Ludwig und Beatrix mit glänzendem Gefolge befanden sich an dem Tage in der Kirche, Geistliche und Weltliche in bunter Zahl, so viel nur der Raum faßte. Andacht und Neugier zog Viele hin. Freudiges Entzücken erfüllte Alle, als zum Himmel der

Stern, zu edel für die Erde, emporschwebte, als die Schnüre zerschnitten wurden, die die irdische Verbindung bezeichneten.

Gewiß des Erfolgs, wartete es Leonhard nicht ab. Er verließ die heiße überfüllte Kirche, um sich auf dem Marktplatze vor dem Dome von der Hitze zu erholen. Er kaufte Trauben, setzte sich zum Verkäufer, aß und redete mit ihm von Mancherlei. Er hörte unter anderem, die Trauben seien darum so theuer, daß sie nicht gefahren werden könnten, sondern eng zusammengedrückt in hölzernen Gefäßen mühsam getragen werden müßten, weil sonst die Beeren sich stoßen und säuern würden. Andere Kauflustige nahmen des Obsthändlers Aufmerksamkeit in Anspruch. Während dessen griff er zur Kreide, mit der jener zu rechnen pflegte, und rechnete für ihn. Nicht beschrieb er die Tischplatte mit Zahlen, sondern mit Figuren, sinnend und brütend. Er merkte es nicht, daß sich hinter ihm ein Halbkreis von Wißbegierigen

aufstellte. Es war Moro mit begleitenden Freunden und Dienern. „Meister Leonhard," hub er an, „jetzt brauchst du nicht mehr zu grübeln, sondern du kannst dich mit uns freuen, denn der Reliquienkasten ist oben." Der Sprechende erfuhr, was die Zeichnung bedeutete, nämlich einen Wagen eigner Erfindung, um Trauben darin zu fahren, der alle Vortheile bieten sollte, die das beschwerliche Tragen nur gewährt. „Recht gut," sagte da der Herzog, „aber besser wäre es, wenn du eine Weise erfändest, wie das beschwerliche Herschaffen der Steinmassen auf den Bauplatz erleichtert werden könnte." Er wies mit der Hand auf ein Gespann hin, das Mitleid erregen mußte. Sechs ungeheure Stiere mit blutig gescheuerter Brust erlagen der Last und konnten nur durch ein unbarmherziges Stoßen mit den Stachelstöcken, durch ein wildes Fluchen und Schreien der Fuhrleute vermocht werden, keuchend die letzte Kraft anzusetzen, und dennoch

waren es nur wenige Marmorblöcke, die der Wagen trug. Leonhard ward unterrichtet, daß der Marmor am Berge Gandolia gebrochen, durch den Fluß Toza in den Langensee und durch den Tessin nach Abbiategrasso und endlich von hier auf mühsamem Wege nach Mailand geschafft würde. „Gelt!" rief Leonhard, „ich bahne Euch einen bequemen Weg vom Langensee bis hieher und setze Euch, erlauchter Herr, ein Denkmal, das, ob es gleich nicht die Höhe des Bodens erreichen darf, höher Euern Namen erheben soll, als es der Dom vermag. Ist es nicht betrübt, daß auf der einen Seite der Tessin, auf der andern die Adda den Anblick der lombardischen Hauptstadt vermeiden muß, als wenn diese, eine lieblos feindselige Muhme, ihrer Vereinigung widerstrebte. Ihr liebt ja rauschende Beilager, noch jetzt erzählen sich die Leute ohne Aufhören von all der Pracht und all dem Jubel, die Eure Vermählung verherrlichten. Auf! mag der Tessin und die Adda, die

so lange vergeblich sich zu umarmen strebten, hier in Mailand Hochzeit machen! Wenn Ihr es gut heißt, so zeige ich ihnen die Wege, und lauter als die Verse Lazzaroni's und Bellincione's sollen die Wellen des Langensees und des Comosees brausend herabkommen, um dem neuen Herzog zu huldigen und nie verhallende Preisgesänge zu erheben.“ Ungläubig lächelnd entfernte sich Moro mit den Begleitern.

Er dachte, wenn nicht der Canalbau, so soll das gigantische Bronzegebild auf dem Hof der Rocca als ein großes Werk neben dem Namen des Gefeierten auch den meinigen und den des Künstlers würdig auf die Nachwelt bringen. Allein der Bruder Vincenz Bandelli dachte anders. Um den Moro zu ärgern und zu stacheln, wiederholte er oft: „Der Herzog Franz Sforza bleibt der größte Wohlthäter unseres Landes, was verdanken wir ihm und was würden wir ihm verdanken, wenn nicht der Tod seinem Wirken ein Ziel gesetzt! Er

baute mir meine Kirche und mein Kloster. Das that er. Ueber ein Vierteljahrhundert ist seit seinem Tode vergangen und noch ist nicht für den bildlichen Schmuck gesorgt. Ihm vermochte ich nicht zu nützen, der ich Euer bereitwilligster Diener stets gewesen bin und sein werde.“ So sprach er, doch war er nicht der Meinung, daß zur Bethätigung der Verehrung eines Franz Sforza die Reiterstatue beendigt werde, da ihm die Malerei des Refectoriums im Kloster Maria delle Grazie mehr als alles am Herzen lag. Es war Unrecht, wenn der Prior ihm, der die Künste treulich förderte, die Nichterfüllung eines gegebenen Versprechens vorrückte. Ein alter mailändischer Maler, Johann Donatus Montorfano, hatte das Refectorium zu malen angefangen. Ueber einem der bestimmten Wandgemälde, das in einer figurenreichen Erfindung den Heiland am Kreuz zwischen den Schächern darstellt, neben ihnen stehn Teufel und Engel, überraschte den Meister der Tod.

Unter Leonhard's Leitung wurden von seinem tüchtigen Schüler Markus von Oggione an den Ecken die noch fehlenden Bildnißfiguren hinzugesetzt, nämlich Ludwig Sforza und Beatrix. Es war nur eine Stimme, daß diese das Beste auf Montorfano's Vorstellung wären. Der Prior aber fand es nicht und nannte sie mit herabwürdigendem Tone: Schülerarbeit. Daß er so verächtlich urtheilte, hatte seinen bestimmten Grund, denn er wollte es dahin bringen, daß Leonharden selbst die Hauptwand übertragen würde, auf der, gemäß der Bestimmung des Raumes des klösterlichen Speisesaals, das heilige Abendmahl gesehen werden sollte, in mehr als lebensgroßen Figuren. „Der Herr ist nun genug gekreuzigt," sagte der Prior, „jetzt wäre es Zeit, für seine Auferstehung in dem mir längst verheißenen Abendmahl zu sorgen. O, daß Bernhard Zenale so oft krank sein muß! Nicht weniger als ihn schätze ich Ambrosius Borgognone, aber da er vornehmlich Engel

malt, so ist ein Gegenstand der Art nicht für ihn." Sonst pflegte durch einen harmlosen Scherz Moro den zudringlichen Geistlichen abzufertigen, der immer mit der Hand auf die Verdienste zeigte, die er sich um ihn erworben, jetzt erwiderte er ihm ernst, daß er, wenn er einen Maler wüßte, den Prior selbst würde im Refectorium malen lassen, um seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Er möge sich einen Meister suchen und seiner Genehmigung schon im Voraus sich für versichert halten. Die Wahl wurde ihm nicht schwer. Leonhard, der gern am Modell gearbeitet hätte, sträubte sich dagegen um so entschiedener, als es ihm thöricht schien, auf einer Wand zu malen, die durchaus feucht war. Der Prior nannte es Ausflüchte und gab zu verstehn, daß er Einflüsterungen von oben durchhöre. Die Feuchtigkeit der Wand, die den Künstler die Bestellung abzulehnen bestimmte, war später gerade für ihn Grund, sie mit Begierde zu ergreifen

Die Bekämpfung von Schwierigkeiten erhöhte ihm stets die Lust der Arbeit. Er sah ein, daß die Wand auf besondere Weise zugerichtet, die Malerei auf besondere Weise behandelt werden müßte. Leonhard machte mancherlei Versuche. Er bereitete Farben und Firniß, die der Nässe selbst Widerstand leisten sollten. Der Pater Vincenz war froh, daß es ihm mit dem florentinischen Apelles gelungen sei. Doch sein Unmuth kehrte wieder, da er Tag für Tag vergeblich auf dessen Kommen harrte, immerfort in seine Wohnung schickte, in der er sich nie finden ließ. Eines Abends begegnete der Prior, der grimmig selbst nach dem Gewissenlosen umherspähte, dem Moro. Auf die Frage: „was ihm sei?“ konnte er nichts mehr hervorbringen als: „das h. Abendmahl soll er malen und er treibt sich in den Schenken umher.“ „Desto besser für Euch,“ erwiderte jener, „wenn er satt das Refectorium betritt.“

In der That sprach Leonhard jetzt besonders

häufig dem Herrn Merlino Cacalio zu. Die Kunden fanden sich zahlreich ein und drängten sich nach der Gesellschaft des berühmten Malers. Oft hielt er sie frei, damit sie gutes Muths blieben. Wenn sie solches nach höflicher Weise sich nicht ohne Umstände gefallen ließen, so beruhigte er sie mit dem Wort: daß ihre Kinnladen für ihn arbeiten müßten. In dieser Zeit fand sich in der Metzgerschenke auch Jachomo ein, er war der Stiefbruder des Baumeisters Cäsar Cesariani. Höchlich mißfiel dem Meister sein augendienerisches Wesen und um so weniger gelang es diesem, ihm einen beifälligen Blick abzugewinnen, wie er auch alles darauf anlegte, sich in seine Gunst zu schmeicheln. An der langen Tafel suchte er einen Platz ihm möglichst nahe zu erhalten. Leonhard's Auge ruhte sinnig auf der Versammlung, in der jugendlich glatte Wangen mit langbärtigen Gesichtern wechselten. Alles waren unverdorbene, vom Weltton ungeschminkte Naturen. Er brachte

das Gespräch, um rechtes Leben in sie zu bringen, auf Ludwig Sforza. In der Schenke außerhalb des römischen Thores war die Nachricht noch eine Neuigkeit, daß er jetzt wirklich Herzog sei. Allgemeines Entzücken drückten rings herum Blicke und Mienen aus. Merlino Cacalio, sich auf den Bauch schlagend, fuhr vor Erstaunen mit dem Kopf zurück, so daß ihm die rothe Mütze ehrfurchtsvoll zu Boden fiel. Wie im Gesicht, sprach sich die Theilnahme auch in den Händen der ehrlichen Gevattern aus. Der eine klopfte dem Nachbar auf die Schulter, als wollte er einen Zweifler strafen, der andere rieb sich vergnügt die Hände, als sprächen sie: habe ich es nicht gesagt? der dritte schlug auf den Tisch, das hieß: so hat er es denn doch durchgesetzt! Sie schauten wieder auf den Erzähler und fragten, was sich sonst begäbe? Da wurde er ernst und theilte ihnen mit, es ginge die Rede, und die Verständigen hätten Grund, ihr zu trauen, daß der König

von Neapel den Mailändern den Krieg erklären werde, Vorhabens, den neuen Herzog vom Thron ins Elend zu stoßen. Wie ein schnell um sich greifendes Flugfeuer durchflog eine gar unsanft erschütternde Empfindung die Reihe der Tafelnden. Viele standen unwillkürlich auf. Hier stützte sich einer mit beiden Händen auf den Tisch, still fragend, ob er recht gehört habe, ein anderer, wie betheuernd, schlug sich an die Brust mit dem wehmüthigen Gefühl, daß die Unschuld auf Erden verfolgt werde, dort wandte sich ein Paar an die Weisheit Leonhard's und holte seine Meinung über den Ausgang ein, einer daneben empört, schoß feurige Blicke, als wenn diese der Waffengewalt trotzen sollten. Niemand dachte bei der Erregung an sich, bis auf Jachomo, dessen Wesen augenscheinliche Verlegenheit war, in der er das Salzfaß umwarf. Der Meister schlürfte in gierigen Zügen Erleuchtung für sein Wandgemälde. Alles erschien ihm bedeutend, alles der

Aufzeichnung werth. Wie wünschte er sich Argus' Augen und Briareus' Hände. Auch Jachomo blieb nicht lange unbeachtet. Das Umwerfen des Salzfasses, als Störung des Hausfriedens, verlor für ihn den Schein des Zufälligen. Er sah den mißliebigen Schüler ins Gesicht und dachte bei sich: manches ist anwendbar, aber deine Gestalt und dein Antlitz kann ich nicht brauchen. Wer solchen Herrn verräth, auch der muß schön sein.

---

Jachomo wurde von Leonhard aus der Zahl der brauchbaren Modelle ausgeschlossen. Wenn dies nur darum gewesen wäre, daß in seinen Zügen sich nicht Blutschuld ausdrückte, so hatte der Maler ein solches nicht weit zu suchen. Einer, der einen ruchlosen Mord verübt, befand sich im Brot und Solde Moro's. Die That, von der jedes Kind zu erzählen wußte, sah man ihm an, wenn auch die langen

schwarzen Haare, die unordentlich über die Stirn herabhingen, den grinsenden Blick des Todtschlägers zu verschatten strebten. Es war die dürre Gestalt Gregor's, der seine Hand gegen ein gesalbtes Haupt erhoben, gegen Moro's Bruder und Vorgänger. Maria Galeazzo, Franz Sforza's ältester Sohn, machte sich in dem Grade durch wilde Leidenschaftlichkeit verhaßt, als er durch ungemessenen Aufwand sich beliebt machen wollte. Drei Edle seiner Umgebung schwuren ihm den Tod. Wie allen Tyrannen fehlte auch ihm ein erquickend fester Schlaf. Durch ein Gewühl, durch ein lautes Sprechen auf dem Domplatze ward er, da es Nacht noch war, von dem Lager aufgestört. Mit einem Sprung ist er an der Thüre, die er rasch öffnet, als ihm eine helle Flamme entgegenschlägt. Durch die Unvorsichtigkeit eines Edelknaben, der bei der Lampe vor der Schlafstubenthüre wachen sollte und eingeschlummert war, war die Tapete in Brand gerathen.

Diener eilten herbei, die die Decke von der Wand abrissen und das Feuer austraten. Der Herzog, in der Meinung, daß früher noch als drinnen auf der Straße der Unfall bemerkt wäre, beschloß, sich dem Volke zu zeigen. Er ließ sich ankleiden und trat auf den Altan. Die Leute unten schauten hinauf, aber nicht zu ihm, sondern höher zum Himmel, wo sie einen unheilkündenden Kometen entdeckt hatten. Von dem Domplatz gesehen, schien er gerade über dem herzoglichen Schlosse zu stehn. Man wurde erst auf den Fürsten aufmerksam, als mit kreischendem Gekrächz in schwerem Fluge ihn eine Eule umkreiste. Schaudernd trat er zurück und verschwand. Diejenigen, die so viel Unglückszeichen wahrgenommen, fürchteten, er möchte für ewig verschwunden sein. Wie auch die Seinigen, alle Freunde ihn warnten, an diesem Tage sich nicht aus ihrer Mitte zu entfernen, so sah man ihn dennoch gesund und wohlbehalten in der Stadt umherreiten. Als

er zurückgekehrt, spottete er der Besorgtheit, die auch ihn, so wenig er es in den Augen des Volkes Wort haben wollte, beschlichen hatte, er lachte über seine Vorsicht, heute den schnellsten Renner bestiegen, sich unter der leichten Tracht einen undurchdringlichen Harnisch angelegt zu haben. Sich aller offenen und verborgenen Waffen entledigend, ging er in die nah gelegene Stephanskirche, wo das Fest des Protomärtyrers mit großer Feierlichkeit begangen wurde. Des Muthes eines Sforza sich wieder bewußt, stieß er den edeln Simon Rigone zurück, der sich ihm als Begleiter aufdrängen wollte. In der Kirche kniete er zum Gebete sich nieder. Diesen Augenblick ersahen sich die drei Höflinge zur Ausführung ihres Mordplanes. Auf einen Wink waren drei Dolche entblößt. Doch noch schneller kehrte er mit dräuendem Blick sich um. Es war genug, daß er zwei Arme fest hielt, denn dem dritten entsank von selber das Todeswerkzeug. Da stürzte

Gregor hinzu, ihm hatte der wollüstige Herrscher die Tochter geschändet, warf den empor sich Raffenden von Neuem zu Boden und stieß ihm einen Stockdegen durch die Kehle. Auf gleich unbegreifliche Weise gelang ihm die schwarze That und nachher die Flucht, während die drei Verschwornen ihr Blut unter dem Henkerschwert verspritzten. Ludwig Moro, der Bruder, war seitdem Herzog und Galeazzo, der Sohn, hieß Herzog. Dreister als damals, da Gregor Mailand verließ, kehrte er nach Verlauf von funfzehn Jahren zurück und erhielt für einen Fußfall, den er dem Moro that, Begnadigung und Schutz. Ein Rath des ermordeten Herzogs, der die Rechte des Minderjährigen wahren und die Gewalt des Reichsstatthalters einschränken wollte, mußte das Schaffot besteigen, indeß Gregor ungestraft umherging. Seine Freisprechung erschien Galeazzo's Anhängern als ein Todtschlag des Gesetzes. Aber bei Ludwig Sforza's Ansehn ver-

hallte ungehört die eifernde Stimme des edeln Simon Rigone, die Gerechtigkeit fordernde Klage, der Rache schäumende Fluch der Herzogin Isabella. Ihr, die so vieles erlitten, sollte jetzt auch das Letzte, die Herzogin, genommen werden. Nein, nicht das Letzte, denn an diesen Verlust knüpfte sich sogar der der Freiheit.

In dem kaiserlichen Belehnungsbrief ward Ludwig Sforza's Treue gegen das Reich hervorgehoben und als einem würdigen Vasallen ward ihm die von Galeazzo angemaßte Herzogswürde übergeben. Kaum war die Kunde zum herzoglichen Schloß gedrungen, so erhielt der Graf Galeazzo Sforza nebst dessen Gemahlin Isabella die Weisung, sich künftig für immer in Pavia aufzuhalten, zur Strafe dafür, daß sie in landesverrätherischer Absicht gewagt hätten, nicht allein mit Neapel, sondern auch mit Frankreich geheimen Briefwechsel zu unterhalten. Isabella, von den Schritten und Ränken ihres Todfeindes wohl unterrichtet, hatte im Namen des Ge-

mahls an den König Karl VIII. geschrieben. Sie beschwur ihn bei allem, was heilig, nicht gegen, sondern für den unglücklichen Herzog aufzutreten, und sie gründete das Recht zu flehen auf das Recht der Vormundschaft. Ihr Gatte und der König von Frankreich hatten nämlich zwei Schwestern zu Müttern gehabt. Es war zu spät. Karl hatte bereits sich für Moro's Sache erklärt, doch gab er dem herzoglichen Vetter die Versicherung, daß er nicht nur nicht gegen ihn die Waffen ergreifen, sondern alles thun würde zur Aufrechthaltung seines Ansehens, zur Unterstützung seiner gerechten Ansprüche. Der neue Herzog von Mailand hatte befohlen und mit rücksichtsloser Eile und Gewalt ward die Rüstung zur Verbannungsreise unternommen. Galeazzo, ob auch höchlich überrascht, beruhigte sich, zufriedengestellt dadurch, daß das Verpacken seiner Bücher mit möglicher Vorsicht ausgeführt wurde. Isabella wüthete wie die Tigermutter, die ihr Junges

vertheidigt. Bald drückte sie den achtjährigen Knaben an ihr Herz, um ihn vor Meuchelmord zu schützen, bald stieß sie ihn mit Ingrimm von sich fort, wenn er sie trösten wollte. Die Gemächer wurden um sie geräumt, die sie nie zu verlassen schwur, wenn nicht todt, und dennoch erkannte sie, daß sie nur durch ihr Leben das des Sohnes zu schützen vermochte. Welche Gegensätze begegneten sich! Hier der Jubel des Glückes, das den neuen Herzog umrauschte, dort das Schmerzensbild tiefster Erniedrigung, der die Entthronten erlagen. Es war der Blitz, der, indem er den Baum fällt, alles grell beleuchtet, es war die Lust des lachenden Erben, der, Erde streuend, das Grab mithilft zu verschließen, um desto früher das Testament zu öffnen. Auf der einen Seite Preisgesänge, auf der andern Jammergeheul, dort Begrüßungen und Segenssprüche, hier Flüche und Verwünschungen. „Räuberischer Moro," rief Isabella durch die Straßen Mailands, das sie für ewig

verließ, „mögen Ketten deinen Ungestüm bändigen und Kerkernacht deine Herrlichkeit begraben; bereue, eitele Beatrix, daß du einen Gatten und Kinder empfingst, und stirb in Verzweiflung über seine Untreue, vom eigenen Kinde umgebracht."

Der Wechsel war so plötzlich, das Gefühl beim Anblick der verschiedensten Aeußerungen der Freude und des Schmerzes so getheilt, daß kein Auge von Thränen dem Abzuge der Vertriebenen nachsah. Ihr Andenken war vergessen, ehe Zeit sich fand, über die Härte ihres Schicksals nachzudenken. In rauschendem Strom drängte sich unaufhörlich das Neue hervor. Das herzogliche Schloß war kaum von den alten Bewohnern verlassen, so wurde es mit größtem Aufwande von Kraft und Kosten eben so schnell als prächtig neu eingerichtet. Als Gesandte aus Neapel erschienen mit der trotzigen Forderung, daß den Klagen, die von Mailand aus an den König ergingen, endlich Abhülfe

würde und die vormundschaftliche Regierung augenblicklich aufhöre, so vernahmen sie aus dem Munde Ludwig Sforza's, herab vom herzoglichen Thron, daß die vormundschaftliche Regierung bereits abgethan sei und daß keine Klagen mehr in Mailand gegen ihn erhoben würden. Als sie darauf den Krieg erklärten, entließ er sie mit dem Wunsche, daß der König von Neapel in seinem Reiche so fest stehen möge, als der von des Kaisers Majestät belehnte Herzog.

Mit mächtigem Heereszuge rückte schon Karl VIII. heran zur Eroberung Neapels. An dem glücklichen Erfolge war um so weniger zu zweifeln, als der Kardinal Ascanius Sforza, der viel bei der römischen Curie galt, den heiligen Vater für das Unternehmen günstig gestimmt hatte.

Der Herzog Ludwig und die Herzogin Beatrix, die, wenn sie ihr Wohlgefallen an Titel und Wappen hätten verleugnen wollen, nur

Heuchler gewesen, zogen dem französischen König bis Asti entgegen. Der Aufzug, in dem sie erschienen, zeigte, dáß sie nichts der herzoglichen Würde vergeben wollten. In ihrem Gefolge befand sich eine große Zahl vornehmer Frauen von ausgezeichnetem Liebreiz. Sie boten den in Stahl gepanzerten Fremden Trotz. So viel Augen, so viel schadenfrohe Bogenschützen regierten sie und selbst der König beugte sich ihrer Macht, wie furchtbar ihn auch seine Heeresmassen überall machten. Eine solche Rüstung hatte man noch nie zuvor gesehen. Zweihundert Jünglinge aus den ersten Häusern bildeten die königliche Leibwache. Andere Edelleute zu Roß, ein tausend sechs hundert an der Zahl, gewährten dadurch, daß Mann und Thier über und über mit Eisen bedeckt war, einen großartigen Anblick. Zu jedem Reiter gehörten nach französischer Sitte zwei Armbrustschützen und sechs Rosse. Sechs tausend Schweizer und sechs tausend Landeskinder, von denen die Hälfte

aus] Gascogne kam, zählte das große Heer. Vermehrt wurde es durch die Mannschaft, die das grobe Geschütz über das Meer brachte und in Genua ans Land stieg. Sonst waren die Bombarden ungeheure Steinkugeln, die mühsam Ochsengespanne fortführten. Die Franzosen wandten Stücke an, die leicht von Menschen und Pferden bewegt werden konnten, die sogenannten Kanonen von Bronze, aus denen eiserne Kugeln geschossen wurden. Es war ein Kriegswerkzeug eher von teuflischer als menschlicher Erfindung und kein Wunder, daß es rings einen panischen Schrecken verbreitete. Der Troß, der sich an die Franzosen anschloß, war unermeßlich. An jedem Ort, wo das Heer rastete, zauberten Tänzer und Zitherspieler, die Karl VIII. für eben so nothwendig hielt als den Hofkaplan und den königlichen Leibarzt, um ihn ein heiteres Paris. Fern davon, Entbehrungen sich aufzuerlegen, wurde überall ein lebhafter Markt gehalten, wo man neben den

gewöhnlichen Lebensbedürfnissen auch die feinsten Gegenstände der Prachtliebe feil bot. An Juwelieren fehlte es nicht, die es nicht bereuten, ihre Waare in fremdes Land zu verführen. Ringe mit sinnbildlichen Verzierungen von Herzen und Tauben wurden mitten in dem Kriegsleben häufig verlangt, wie gegentheils die Aerzte, bevor es Wunden zu verbinden gab, viel zu thun hatten und fleißig Mercurialsalben strichen.

Mehrere Regenten Oberitaliens fanden sich ehrerbietig ein zum Empfang des glorreichen Nachfolgers Karl's des Großen. Jeder erblickte in ihm einen Retter vor den Gefahren, die dem einen Staate von Florenz aus, dem andern von Venedig drohten. Auch der Vater der Herzogin Beatrix, der Graf Herkules von Este, vermehrte den Glanz der erhabenen Gäste.

Dem jugendlichen König Karl behagte das Leben und er hielt sich in Asti einen Monat auf. Unzweifelhaft war es ihm, daß, wenn er wollte,

die Königskrone Griechenlands auf seinem Haupte glänzte, denn nach der Besiegung der Neapolitaner sollten die Türken den französischen Schwertern erliegen. Schon jetzt wurde zur Unterhaltung des Heeres Geld geborgt. Bei all der Heiterkeit war der mailändische Herrscher ernst und nachdenklich. Der König, anstatt ihm zur Herzogswürde Glück zu wünschen, sprach eine nur zu lebhafte Theilnahme an dem Loose seines Vetters Galeazzo aus; anstatt aufzubrechen und als Eroberer aufzutreten, obgleich Moro ihm bereitwillig Mittel zur Ausführung der großen Plane lieh und ihn erinnerte, daß bei der bald eintretenden ungünstigen Witterung (es war im September) eine Beschleunigung nothwendig wäre, versprach ihm jener einen Besuch in Mailand abzustatten. „Von dem Unvergleichlichen der dort gegebenen Feste", so drückte er sich aus, „habe er so viel Rühmliches vernommen, daß er begierig sei, als Augenzeuge einem solchen beizuwohnen, und darum, nachdem

er in Pavia seinen Vetter begrüßt, in der lombardischen Hauptstadt erscheinen werde.

Der Herzog Sforza mit seiner Gemahlin reisten nach Hause. Still und schweigsam saß er an ihrer Seite, im Innern unruhig bewegt. Dadurch, daß sie ihn theilnehmend beobachtete, fühlte er sich noch mehr beengt und am wenigsten geneigt, durch ein vertrauliches Wort sein Herz zu erleichtern. Karl's VIII. Ankunft stimmte ihn vorher festlich, jetzt war er es nicht, da er eben Festlichkeiten einleiten sollte. Wenn die Langsamkeit des neapolitanischen Hofes auch keine Besorgniß bei ihm erregte, so konnte er sich nicht eher im Herzogsmantel wohl fühlen, als bis er Den unschädlich wußte, von dessen Schultern er ihn gerissen. Nach errungenem Triumph war er zaghafter als vordem.

Bernhard Bellincione und Leonhard da Vinci erhielten den Befehl, eine Feier anzuordnen, die großartiger ausfallen müßte als jede vorher, und durch königliche Pracht Dessen

würdig erscheinen sollte, dem zu Ehren sie veranstaltet würde. Eine schlaflose Nacht brachte der genannte Dichter in Gedanken zu, um den Gedanken herauszufinden, der sich am schicklichsten der Gelegenheit anpaßte. Auch Balthasar Taccone und Peter Lazzaroni mußten thätig sein und Verse über Verse machen. Wenn sie ihnen diesmal nicht fließen wollten, so schrieben sie es dem Umstande zu, daß ihr Genius, anstatt sich frei zu erheben, eine ihnen vorgezeichnete Bahn durchfliegen müßte. Leonhard machte sich nichts mit dem Pegasus zu schaffen, er sann aber, wie sein gewaltig sich bäumendes Riesenroß aus dem engen Stall, in dem es geboren war, könnte getrieben werden, ohne sich die Füße zu zerbrechen. Wenn es hier galt, seinen Witz anzuspannen, so noch mehr, da er damit umging, einen großen Löwen zu bilden, der sich wirklich bewegen sollte. Auch andere Künstler, die damals noch keinen Ruf hatten, wurden beschäftigt, wie Cäsar Cesariani.

Werke ewigen Ruhmes erlitten einen Stillstand und dagegen war die Stadt Tag und Nacht eine Werkstatt für Arbeiten, denen nur ein Eintagsleben bestimmt war.

Zu denen, die des Schlafes nicht froh wurden, gehörte auch der Herzog, wenn er gleich Andere für das festliche Gepränge sorgen ließ. Es war Furcht, die ihn quälte, und zugleich Scheu vor dem Mittel, sie zu beseitigen. Derjenige, der die Furcht ihm zum Schrecken steigerte, war auch der, der glückliche Abhülfe gewährte, nämlich der Diener Gregor. Durch die verborgene Thüre im herzoglichen Schlosse, durch die einst seine Tochter einem fürstlichen Wollüstling zugeführt wurde, gelangte Gregor in des Herrn Schlafzimmer. Er überbrachte ihm einen Brief, der listiger Weise aufgefangen war. Er war in Pavia geschrieben von Isabellens Hand an den französischen König. Arges muß er enthalten haben, da Moro ihn wie rasend zerriß, blutrothen Angesichts mit dem

Fuß stampfte, zu dem Schwerte griff, als wenn es Zeit wäre, das Schloß und seine Person zu vertheidigen. Kein Hauch der Milde oder Heiterkeit überflog seitdem seine Züge. Er verschloß sich, denn Niemanden mochte er so sich zeigen. Da kam Gregor nach etlichen Tagen wieder und meldete, daß Galeazzo plötzlich verschieden sei. Das durchzuckte den Unentschlossenen. Er entglühte wieder zu freier Thatkraft. Eine Hand voll Goldstücke steckte er dem Boten zu und eilte in das Kindergemach.

Die beiden lebhaften Knaben Max und Franz hatten viel nach dem Vater verlangt, oft vergeblich die Thüre zu ihm gestürmt. Jetzt kam er selbst zu ihnen und küßte sie mit zärtlicher Inbrunst. Beatrix erstaunte. Bei seinem überschwänglich freudigen Wesen stutzte sie. „Was ist geschehen?" fragte sie und erkannte, was geschehen war, noch ehe er ihr Galeazzo's Tod mitgetheilt. Sie verbarg die Augen mit

krampfhafter Hand und Thränen rannen ihr von der erbleichenden Wange. „Lacht die Mutter aus!“ rief Moro den Knaben zu, „anstatt, da der drohende Wetterstrahl neben ihr eingeschlagen, sich zu freuen und zu danken, trauert und fürchtet sie.“ Nicht galt es ihm als bloßer Zufall, daß an dem Tage gerade einer früheren Bestimmung zufolge das neue Altarblatt in der Ambrosiuskirche aufgestellt wurde, das Werk des alten Bernhard Zenale, an dem er an sechs Jahre gearbeitet hatte. Auf demselben nämlich brachten Ludwig und Beatrix, deren Kinder Max und Franz der Gnadenmutter kniend ihren Dank dar, die, mit dem segnenden Jesusknaben auf dem Schooße zwischen den Kirchenvätern thronte. Mit den Söhnen an der Hand wollte der Herzog in die Ambrosiuskirche gehn. Aber vorher mußte er noch ein Kunstwerk betrachten, das, abgesehn von seiner Kleinheit, leicht den Preis dem großen abgewann. Mit redseliger Munterkeit in wett=

eifernder Zuthätigkeit brachten die Kleinen ihm ein Buch zum Vorschein, das Leonhard da Vinci ihnen verehrt hatte. Nach Angabe des Grafen Caspar Vimercati, der ihr Hofmeister geworden, hatte der Künstler ein A B C aufgesetzt mit Bildern in bunten Farben, mit reicher Anwendung von Gold geschmückt. Auf dem einen Blatte war der deutsche Kaiser Maximilian abgebildet, wie er die Hand auf das Haupt seines Pathen Maximilian Sforza legt. Darunter standen zur Erklärung italienische und deutsche Verse, denn der Vater wollte, daß die Kinder auch das Deutsche erlernten und hatte eben deshalb den Grafen Vimercati zum Lehrer erwählt. Ein anderes Bild stellt diesen selbst dar neben den Zöglingen; sie schauen zum Himmel empor, um den Vogelflug zu beobachten, er zieht sie mahnend zurück von den kindischen Vergnügungen zu den ernsten Beschäftigungen. So trefflich die Ausführung der lieblichen Vorstellungen war, so hatte Moro

nicht Zeit zu sehn, sondern hörte mit freudigem Stolz den kleinen Erklärern zu, die ungefragt von allem die Bedeutung ihm hersagten, alle Buchstaben ihm nannten, mit gleicher Fertigkeit die deutschen und lateinischen. Niemals lieh er ihnen williger Gehör. Als er auf der Straße sich mit ihnen befand, die bald vorbald zurückliefen, da boten ihm Große und Vornehme ehrerbietig ihre Gesellschaft an, er aber verbat sie sich höflich mit dem Worte: „Meine Nachfolger sind mein Gefolge", oder mit der Frage: „Brauche ich noch sonst ein Geleit, da die Zwillinge mir vorleuchten?" Alle, die dem glücklichen Vater nachsahen, fanden darin einen sprechenden Beweis bescheidener Demuth und waren mehr erfreut, als durch die Ablehnung gekränkt. Da der Weg lang und der Tag heiß war, so setzte sich Moro, auf den Vorhof der Ambrosiuskirche angelangt, auf die Steinbank unter dem schattigen Säulengange nieder, um sich allmälig abzukühlen vor

dem Eintritt in das Gotteshaus. Bald richtete er an Franz, bald an Max eine Frage, um sie fest zu halten, denen der hell besonnte Rasenplatz in der Mitte zum Spiel allzu einladend war. Sie wußten ihm viel von der Kirche zu erzählen, die die älteste von den größeren Mailands wäre. Auch ihr Schutzheiliger war ihnen nicht unbekannt, in der Geschichte seiner Thaten und Wunderwerke konnten sie kein Ende finden. „Der heilige Ambrosius," sagte Max, „vermochte mehr mit dem Hirtenstabe als der römische Kaiser mit dem Schwert. Hier vor diesem Eingange stand der heilige Bischof, und Theodosius, so hieß der Kaiser, mußte mit Schande abziehn. Grausam, wie dieser war, hatte er in Griechenland viele, viele Menschen hinrichten lassen. Da er nun nach Mailand kam, wollte er in der Kirche beten. Aber der heil. Ambrosius stieß ihn zurück. „„Wie kannst du dich unterfangen,"" rief er ihm eifernd entgegen, „„die heiligen Schwellen zu betreten,

der du unschuldiges Blut vergossen, die Hand zum reinen Altar zu erheben, die noch vom Blute trieft?" " Während Max sich also vernehmen ließ, war Franz, böse darüber, daß er nicht erzählen konnte, in die Kirche gelaufen, um das neue Altarblatt zu sehn. Er kehrte jetzt zurück und berichtete: „Vater, sie haben dich da abgemalt, ganz wie du bist; aber was hat das zu bedeuten, daß hinter dir ein Bischof steht, dich an die Schulter faßt und dir mit einer Geißel droht?" Franz meinte die Gestalt des heil. Ambrosius. Die Maler pflegen als Kennzeichen ihm die Geißel in die Hand zu geben, mit der er den mit Blutschuld beladenen Kaiser zum Tempel hinaustrieb. Moro, ernst geworden, stand auf. Die Augen auf den Boden geheftet, sagte er: „Kinder, wir wollen heute nicht in die Kirche gehn. Ein strenges Gericht hält der h. Ambrosius nach wie vor."

Auch Cäsar Cesariani hatte, da er gefürchtet wurde, einen Meuchelmord zu fürchten, auch ihm war mit Verleugnung verwandtschaftlicher Bande der Tod gedräut. Aber auch er stand hoch und stand auf den schwindlichen Gerüsten des Domes fester als jener unglückliche Fürst. Jachomo ging dem Bruder oft vorbei, ohne ihn kennen zu wollen, die Mutter vermied ihn auf der Straße. Dies Fremdethun drückte noch tiefer ihm den Stachel in die wunde Brust. Allein er wollte nicht hassen. Der Kraft sich bewußt, sein Brot sich selbst erarbeiten zu können, mit einem reinen Gewissen, Niemand um das an sich gerissene Gut zu beneiden, beschloß er das väterliche Haus aufzusuchen. Es lag hart am Vercelli'schen Thor. Mit festem Schritt ging er eines Abends dahin, da er aber vor der Thüre stand, verging ihm der Muth. Als er zögernd weilte, hörte er einen Wortwechsel und erkannte die hadernde Stimme der Stiefmutter. All die niederschmetternden Flüche, all

die grausam erfundenen Mißhandlungen glaubte er auf's Neue zu erfahren und er konnte sich eines Schauders nicht erwehren. Er horchte hin und hörte, daß Jachomo keineswegs in scheuer Duldsamkeit, wie sein Halbbruder ehemals, den Sturm über sich ergehn ließ. Durch die lieblosesten Vorwürfe rief er vielmehr den Zorn der Mutter in's Feld als schwache Abwehr. „Ist das der Dank," wiederholte sie oft, „daß ich alles, alles für dich that, mehr als ich vor Gott verantworten kann? Mein Silberzeug habe ich verkauft, meine Sonntagskleider versetzt, nur um dich zufrieden zu stellen. Ich bin nun ärmer, als da ich in das Haus kam. Immer willst du Geld haben, immer Geld, aber woher nehmen? Der Miether droht das baufällige Haus mir zu verlassen und wovon soll ich dann leben, wenn er nicht zahlt? Willst du die Hand gegen mich aufheben, ungerathener Sohn, gegen die verrathene Mutter?" „Schone deine Zunge und Lunge!"

schrie ihr Jachomo entgegen. „Mein väterliches Erbtheil will ich und nicht mehr. Warum gabst du mir so viel, da ich noch unmündig war, um es nutzlos zu vergeuden. Den Kessel in der Küche, die Betten in der Kammer kannst du entbehren, ich aber brauche Geld. Mein Glück hängt von einer Reise ab und daher Geld, magst du es hernehmen, woher du es willst." Cäsar war wie versteinert und die Hände faltend, betete er: „wie danke ich dir Himmel, daß du Mutter mich weniger liebtest und besser erzogst." Nach Erkundigungen, die er eingezogen, trieb sich das Muttersöhnchen die ganze Nacht in anrüchigen Gesellschaften herum und verschleuderte das Geld mit vollen Händen. Kein Begehr hatte er, das Haus zu betreten, das einzige, was von der väterlichen Erbschaft geblieben, und er dachte, besser lebt es sich unter fremdem Dach. Er war erst wieder froh, als ihm am Morgen von dem Dom herab das Treiben der Welt lächerlich

klein erschien. Für jetzt war auch sein Treiben eitel Schein und Trug.

Wer den Dom vor einigen Tagen gesehn und jetzt wieder sah, der konnte des Staunens nicht Herr werden. Wie nach einem warmen Regen überall die Saat hervorsprießt, so waren urplötzlich die tausend und abermals tausend Pfeiler, Spitzen und Bildsäulen emporgeschossen. Wer nicht genau darauf achtete, der erkannte nicht, daß der Neubau nur auf eine Täuschung abgesehn war. Leonhard hatte erklärt und ihm stimmten Bramante und Zenale bei, daß das Bild des vollendeten Domes das schönste sei, was dem hohen Gaste aufgestellt werden könnte. Das Mauerwerk vertraten Breter, denen ein Kalküberzug den Marmorglanz und Tauwerk die nöthige Festigkeit gab. Dieser Arbeit entsprachen die zahlreichen Triumphbogen, die die zum Theil verfallenen Stadtthore verdeckten. Bilder und Inschriften waren hier in reicher Fülle angebracht, die den König Karl als den

Helden aller Helden verewigten. Was für Lügen ließ sich das geduldige Holzwerk aufheften, das, sobald das Fest vorüber, an den Meistbietenden mitsammt der Ewigkeit überging! Auf einem Triumphbogen trugen das Brustbild Karl's Minerva, die den Mars leitet, und Bellona, die die Siegesgöttin krönt; auf einem andern siegprangte der französische Hahn, der in den Krallen einen Löwen und einen Halbmond hielt. Die weitläuftigen Inschriften waren weniger für den Beschauer als für den künftigen Beschreiber des Festes berechnet. Auf allen Plätzen der Stadt waren Ehrensäulen und Pyramiden, oft waren sie nur die kolossalen Halter der Blumengewinde, die sich zu einem Kranz um die ganze Stadt verbanden, oft auch der verborgene Aufenthaltsort für Musiker, die das eintönige Glockenläuten, das Donnern der gelösten Stücke angenehm unterbrechen sollten.

Auch an Bildhauerwerken fehlte es nicht, die zur öffentlichen Schau ausgestellt wurden.

Sie waren zu schön für die Flüchtigkeit des Genusses, für die Vergänglichkeit des Stoffes, aus dem sie geformt waren. Ausonius sah die Säulenhallen mit marmornen Statuen geschmückt. Dies war ein Wink, mit solchen die Reihe der sechszehn korinthischen Säulen auf der Tessinostraße auszustatten. Die mittlere größere Zwischenweite nahm die Gruppe der Grazien ein. Wer die drei Gestalten, unverhüllt und lieblich, genauer betrachtete, der erkannte an leicht verständlichen Abzeichen, daß sie den Schwesterbund der Schönheit, der Jugend und der Lust darstellten. Auf dem Sockel las man in goldenen Buchstaben: Concordia. Zwischen den übrigen Säulen standen Apoll und Minerva und die neun Musen. Sie waren Johann Busti's Werk, von Gyps gearbeitet, dem man aber durch einen Wachsüberzug Marmorglätte gegeben. Alles aber überragte, und nicht allein durch die Größe, das brausende Roß von Leonhard da Vinci. Es

stand mitten auf dem Schloßplatze der Rocca. Ein leichtes Dach auf vier Säulen, ein Erzgitter ringsum diente ihm zum Schutz. Obgleich ohne Reiter, brach es sich in der Bewunderung Bahn; obgleich von Thon, machte es sich durch seine Gediegenheit geltend. Die letzten Verse der lateinischen Inschrift (denn wer freute sich nicht nach solchem Anfang auf die Vollendung?) wurden von den Beschauern oft wiederholt:

— — Alle harren des Tags, das gewaltige Standbild
Anzuschaun, wenn das Erz fließt und man ruft: „Ha, ein Gott!

Eine Geschäftigkeit von Männern und Weibern, Kindern und Greisen entwickelte sich in den Hauptstraßen, nicht als wenn gastlicher Besuch erwartet würde, sondern als wenn der Feind vor den Thoren stünde. Den Krieg, der noch in weiter Ferne war, sah man hier in der Nähe. Ein Fluchen und Lärmen, ein

Rennen und Klopfen durchtobte die ganze Stadt von früh bis spät. Einer wünschte, daß die Ankunft des Königs sich verzögern möchte, sei es auch durch einen Unfall, damit er nicht statt der bestimmten Prachtgebäude Ruinen vorfände, da nicht Hände genug waren, um das Angefangene zu vollenden. Ein Anderer flehte auf das gesalbte Haupt, bevor es das Thor erreicht, einen linden Regen herab. Die Blumen hatten nämlich das Ansehn, als wenn sie von einem früheren Feste aufbewahrt wären, und sehnten sich nach Erfrischung. Aengstlich folgte dagegen der Blick des Dombaumeisters dem Zuge jeder verfänglich trüben Wolke, die den Marmorschimmer abzuwaschen drohte, er wollte lieber, daß die Majestät vor Hitze und Staub verginge. Unter den möglichen Fällen war einer, der die größte Verlegenheit zuwegebrachte. Leicht konnte es geschehn, daß der Vielersehnte anstatt Morgens Abends seinen Einzug hielte und alsdann die Gegenstände, die

für den Tag bestimmt waren, bei Lampenschein betrachten mußte, wie die aus Bretern geschnittenen Figuren, die Marmorstatuen darstellen sollten, und dagegen die transparenten Gemälde bei Sonnenlicht. Die Spannung, die bei diesen Vorbereitungen der mannichfaltigsten Weise die ganze Bevölkerung empfand, wurde durch das Erscheinen jedes vornehmen Fremden erhöht, die vom Herzoge zum feierlichen Empfange eingeladen waren. Den Grafen Herkules von Este, den Kardinal Ascanius Sforza nahmen die herzoglichen Gebäude auf. Boten gingen hin und her, damit die Mailänder nicht, anstatt zu überraschen, überrascht würden, und was sie brachten, erfüllte die Gemüther bald mit Freude bald mit Besorgniß, wie kaum die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Die brennende Ungeduld, so viel Neues sich auch mit jeder Stunde dem Blicke darbot, sah immer unruhiger der Entscheidung entgegen. Der Tag war endlich da, an dem König Karl VIII. um

neun Uhr Morgens Mailand beglücken sollte. Alles war auf den Beinen. Wirr und bunt schob sich von der frühsten Morgenstunde ab eine unzählige Masse nach dem Vercellischen Thor, als wollte sie die Straßen auseinanderdrängen. Jeder wollte dem Andern zuvorkommen, mit eigenen Augen sehn, um nicht sich mit einer zweifelhaften Erzählung begnügen zu müssen. An den Fenstern standen Köpfe über Köpfen, die Blicke unverwandt nach der Ferne gekehrt, aus der sich das erwartete Wunder bald enthüllen mußte. Schon fuhr in prachtvollem Aufzuge der Herzog entgegen, mit ihm all die hohen Gäste, den Kommenden einzuholen. Schon harrte man auf das Zeichen, das alle Glocken in Bewegung setzte. Der Augenblick erschien. Wie aber auch Glocken und Trommeten tos'ten, alle Welt war ganz Auge und, wenn sie etwas hörte, so war es das Schlagwerk der Gotthardskirche unweit dem Dome. Die Stunde schlug und wirklich erschien

der französische König Karl VIII. Das war gar zu genau Zeit gehalten und verstimmte unter den Schaulustigen selbst Viele von denen, die sich des Glückes seines Anblicks erfreuen konnten. Sie bedauerten still, ihren Platz nicht Anderen gegönnt zu haben.

Unter den Frohen fehlte es demnach auch nicht an Mißmuthigen. Leider gehörten zu diesen gerade die Hauptpersonen. Die finstere Art, mit der der sonst so gar leutselige König den Gruß des Herzogs erwiderte, war ein schlimmes Zeichen. Die Deutung war nach den erhaltenen Briefen nicht schwer. Karl hatte seinem Vetter in Pavia einen Besuch abzustatten verheißen. Als er kam, fand er Galeazzo als Leiche und der königliche Leibarzt Theodor behauptete, an ihm unverkennbare Spuren der Vergiftung zu erkennen. Unter französischer Bedeckung begab sich die unglückliche Witwe mit ihrem Sohn nach Frankreich. Voll Schrecken über das Erlebte, bestimmte sie

ihn für den geistlichen Stand, denn nur in der Kutte hielt sie ihn vor der meuchlerischen Betriebsamkeit des Feindes gesichert. Entsetzen ergriff auch den König. Als er nach Mailand ging, war es ihm nicht um bunte Mummereien, nicht um prunkvolle Schaustellungen zu thun, sondern er dachte auf die Enthüllung der That, auf die Entlarvung des Urhebers. Dringender Verdacht lastete auf Moro. Es reizte den König, durch ein geschicktes Benehmen gegen ihn dem Ansehn des deutschen Kaisers die Spitze zu bieten. Doch warnten ihn die Räthe, nicht ohne Behutsamkeit zu Werke zu schreiten, damit er es nicht zugleich mit dem Herzog und auch mit den Italienern verdürbe, in deren Lande es ihm so wohl gefiele, denn Mailand wäre der Schlüssel zum Hesperidengarten. Moro kannte seine Leute. Alles war gewonnen, wenn der vergnügungssüchtige König in einen Rausch versetzt werden konnte, der durch die Gewalt des Neuen das Alte ver=

deckte. Kaum waren sie im herzoglichen Schlosse abgestiegen, als der Wirth einige freie Minuten wahrnahm und eine Zeile an Leonhard da Vinci, eine zweite an Bernhard Bellincione, und eine dritte, die jenen die eigentlich wirkende Kraft gab, an den Schatzmeister Bergonzio Botta schrieb. Es sollte bei dem Feste nichts gespart, Alles reicher und kostbarer eingerichtet werden, als beabsichtigt war. Die Erfrischungen, von anmuthigen Mädchen dargereicht, wies der König ab mit einem kaum unterdrückten Abscheu. Trompetenstöße luden zum Turniere ein. Der mit Schranken umzirkte Fechtplatz war nicht wiederzuerkennen. Ueberall flatterten Fahnen mit den Wappen und Denksprüchen französischer Ritter, die zu ewigem Nachruhm eine Lanze gebrochen, überall blinkten Siegeszeichen, geschmackvoll zusammengestellt aus Helm und Schild, Lanze und Schwert. Ein bunt ausstaffirter Herold trat auf und verkündigte in einem langen Gedicht, nach pomphaftem Ein=

gang, daß das weltberühmte Turnier zwischen dem Grafen Florens und dem französischen Grafen Clermont seinen Anfang nehmen würde. Die geschicktesten Schüler des Fechtmeisters Gentile Borri kamen zum Vorschein. Als Ritter und Knappen angethan, thaten die schönen Jünglinge sich nicht wenig auf die strahlende Tracht, auf die stattlichen Rosse zu gut. Den König und die Damen grüßten sie mit schüchterner Bescheidenheit, die bald mit unerschrocknem Eifer gegen einander die Lanzen einlegten. Den Grafen Florens zeichnete die goldene Rüstung aus, mehr aber noch die Kunst, mit der er in mannichfaltiger Abwechslung die Gegner besiegte, mehr noch die bewegte Theilnahme einer engelholden Frau, deren Mienen bald Besorgtheit, bald inneres Frohlocken ausdrückten. Das hochgelbe seidene Gewand von französischem Schnitt kleidete sie, als wenn sie stets ein solches zu tragen gewohnt gewesen. Sie war Daria, die Gattin des Schatzmeisters Botta, die sich auf

dem rothbehängten Altan als Gräfin Clermont so holdselig geberdete, daß die Blicke hin und her gespielt, bald auf sie, bald auf den sieggekrönten Jüngling fielen. Neben ihr stand ein Alter in stählernem Harnisch. Drei Mohrenköpfe auf dem Schilde bezeichneten ihn als Grafen Clermont. Das Visir des Helmes war geöffnet und man sah, wie er in verhaltenem Schmerz und Zorn die Gattin beobachtete, die für ihn kein Auge hatte. Der Graf Florens hatte den letzten Kämpfer überwunden und, wie über ihn den Segen sprechend, erhob Daria in freudiger Erregung beide Hände. Da wandte sich der eifersüchtige Alte zu der treuvergessenen Gemahlin und bedeutete sie mit höhnischer Wuth: „Den du hast siegen, sollst du auch fallen sehn.“ Augenblicks zeigte er sich in den Schranken auf gewappnetem Rosse, es war der Fechtmeister selbst, und mit der Lanze ausholend, hielt er, was er gelobt. Ein rührender Anblick war es, wie der Jüngling niedersank, wie

Daria sich in Klagen ergoß und, sich niederkniend, das blasse Antlitz küßte, während Pauken und Trompeten den Sieg der französischen Waffen schmetternd feierten. Das Gaukelspiel fand den allgemeinsten Beifall, nur der König blieb unbewegt, und das Kinn auf den Knauf des Schwertes gestützt, schien er kaum das Schmeichelhafte zu empfinden. Bernhard Bellincione war darüber außer sich. Oft lief er hinaus, um frische Luft zu schöpfen, und jeder, der ihm in den Wurf kam, mußte hören, wie der Herold alles verdorben, der die Verse ohne allen Ausdruck hergesagt, so daß dem Könige die feinen Beziehungen nothwendig entgehen mußten. Auf dem Kampfplatze stolzirte jetzt der Feldherr Sanseverino, ein Held in blühendem Mannesalter. Durch einen Herold ließ er die fremden Barone auffordern, mit ihm eine Lanze zu brechen. Alle in des Königs Nähe erhoben sich, die Einladung anzunehmen; doch war es ihnen lieb, daß er sich für den tapfern

Gaston de Foix entschied, der aus vielen Turnieren den Preis davongetragen. Wegen seiner Behendigkeit ward er der Blitzstrahl genannt, aber einem Sanseverino hatte er noch nicht gegenübergestanden. Dieser, immer Sieger, sollte heute dem Herzog zu Gefallen als Besiegter Anderen die Ehre gönnen. Gaston de Foix bestieg das vorgeführte Roß, es war das schönste von allen bisher gesehenen. Der Kampfeshitze begegnete Bedachtsamkeit, die drohende Lanze wurde vom Schilde aufgefangen, mit Kunst falsch geführte Stöße beschäftigten den Anstürmenden, ohne ihn zu verletzen. Bei gleichen Kräften schien eine Entscheidung ausbleiben zu müssen, als bei einer Wendung seitwärts Sanseverino's Roß in die Knie sank und er der Gnade des Gegners sich preisgab. Trompeten begrüßten den Sieger. Allein Gaston wünschte eine Erneuerung des Kampfes. Allen überraschend, schwebte herab vom roth verhängten Altan eine Siegesgöttin mit dem Lorber-

kranze in der Hand. Niemand war aber mehr überrascht als sie, die beschämt zurückweichen mußte, als die Helden von neuem die Waffen maßen. Aus dem Spiele ward Ernst, da Gaston den Gegner am Arme verwundete. Der Löwe vergißt der Großmuth, sobald er Blut sieht. Auf Leben und Tod ward jetzt gestritten, es war vergeblich, daß der Herzog seine Stimme erhob, daß die Frauen mit den Tüchern winkten, die zornentbrannten Streiter sahen und hörten nicht. Purpurnes Blut trübte den Spiegel ihrer Rüstung, Furcht vor dem Ausgange trübte die Heiterkeit der Versammlung. Der Kampf war dahin gediehen, daß, wenn es auch der König verlangt, ihm nicht Einhalt geschehn konnte. Wie Moro fürchtete, gewann der Mailänder die Oberhand und setzte den Franzosen auf den Sand. Jetzt war es nicht erheuchelte Trauer und Theilnahme, mit der eine andere Frau, die Herzogin Beatrix, zu dem Ueberwundenen eilte, ihren Schleier zerriß,

um seine Wunden zu verbinden. Gaston de Foix raffte mit gelähmten Gliedern sich vom Boden auf und, um durch einen Scherz die Bestürzte zu besänftigen, sagte er: „Wunden schlagen könnt Ihr, edle Frau, aber nicht heilen.“ Auch dem Herzog lächelte er, den das Ereigniß mit höchstem Unwillen erfüllte. Keiner aber war unglücklicher als Bellincione. So viel hatte er sich von der Canzoné versprochen, die die Siegesgöttin vortragen sollte. Kaum wollte er es glauben, als er vernahm, daß der Turnierplatz schon geschlossen würde, da noch so viel von ihm angeordnet war. Nie waltete solch ein Unstern über seinen schön erfundenen Stücken. Wie ein Fisch schmachtete er, den die Welle ans Ufer warf, ohne ihn zurückzuholen. Vor sich sah er all die Poesie und konnte in seinem Element nicht schwimmen. Der Herzog wandte sich an Leonhard da Vinci, damit dieser durch eine Ueberraschung die Saite

des Frohsinns anschlüge, und er irrte nicht in der Wahl.

In Mailand hat jedes Thor sein eignes Wappenbild. So das Morgenthor einen Löwen, nach einer rohen Steinfigur, die in der Nähe auf einem hohen Sockel ruht. Seit langen Jahren bewahrt der Löwe das Andenken eines Sieges, den die Lombarden über Venedig erfochten. Auffallend war es den Leuten, daß in einer Zeit, wo man mit namenlosem Eifer überall Ehrenzeichen und Statuen aufstellte, gerade den Löwen von seinem Sitz entfernte, noch auffallender, als heute ein anderer Löwe in die Stelle kam, der nicht von Stein, sondern nur von Holz, Papier und Leinwand war. Etwas Besonderes war dabei, denn dies zeigten die vielen an der hintern Seite des Pfeilers verborgenen Fäden, die strenge Wache, die die Neugierigen fern hielt. Als der König Karl mit dem Herzog an der Seite aus dem Turnierplatz trat, so fiel die Aufmerksamkeit

des Gastes auf den riesenhaften Löwen und er fragte nach der Bedeutung. Diese gab der Löwe selbst und ohne Bellincione's Verse. Er drehte die Augen, erhob das Haupt mit den langen Mähnen, stand auf einmal auf und kletterte geschickt herab, um auf den König loszugehn. Die Frauen stoben kreischend auseinander und auch der König trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Da reckte sich der Löwe empor und wie ein Wappenhalter saß er auf den Hinterfüßen, indem er die mit französischen Lilien bedeckte Brust enthüllte.

Der König lächelte zum ersten Mal. Das Mißbehagen, das sich in einer Abspannung der Gesichtsmuskeln bei dem Zwang, sich ergötzen zu müssen, bekundete, wich der Heiterkeit. Er fragte nach dem Künstler, und da ihm derselbe vorgestellt wurde, fand er an seinem geistreichen Gespräche noch größeres Wohlgefallen; die aufrichtige Ergebenheit, mit der er seinem Herrn, einem Ludwig Sforza, anhing, befremdete ihn

und doch that ihm die Innigkeit wohl. Ihn blickte er so vertrauungsvoll an, als den Herzog scheu und lauernd, und um so mehr, je angelegener es sich dieser sein ließ, treuherzige Offenheit zur Schau zu tragen. Nur durch Mittelspersonen gelang es ihm, sich dem Könige zu nähern, wie durch den Kardinal Ascanius, der ihn der Freundschaft des heiligen Vaters versicherte, wie durch Mark Anton della Torre, der die erfreuliche Kunde mittheilte, daß die Wunden des Grafen Gaston bald vergessen sein würden. Im herzoglichen Schloß verfehlte das lukullische Mahl seine Wirkung nicht. Ein lebhaftes Gespräch über die Merkwürdigkeiten Mailands weckte bei den Gästen das Verlangen, sie in Augenschein zu nehmen. Ein Spazierritt ward durch die Stadt unternommen, bei dem Leonhard die Ehre hatte, Führer zu sein. Vergnügen und Bewunderung drückte Karl über das Gesehene aus und besonders fühlte er sich durch Alles erbaut, was unter

Leonhard's Leitung oder von ihm selbst gearbeitet war. Begierig war er daher auf eine ihm noch verheißene Festlichkeit. Für die Mühe des Tages sollte ihn der Abend mit dem Paradies belohnen. Auch zu diesem Schaugepränge war von Bellincione die Erfindung ausgegangen, die Maschinen aber und die malerische Anordnung rührten vom florentinischen Künstler her. In einem eigens dazu bedeckten Hof seiner Akademie ward dasselbe gegeben. Ein offener Bogen war das Thor zum Paradiese, vor dem die sieben Planeten, den Schauplatz umkreisend, erscheinen und verschwinden sollten. Künstlicher war hier die Einrichtung als in Florenz, wo sich bei Kirchenfesten, wie der Himmelfahrt des Erlösers, der Ausgießung des heiligen Geistes, die mit Sternen besäten Himmel drehn, die mit Cherubimköpfen besetzten Wolken auf- und niedersteigen. Nicht ohne gerechtes Bangen lassen sich dort die Kinder mit Engelfittigen zum Fluge Schnüre an den Gürtel binden, während

die Winden und die Räder knarren. Hier war mit größter Sicherheit eine zauberhafte Leichtigkeit, eine unsichtbare Triebkraft verbunden. Die zum Paradiese gehörigen Malereien, unter Leonhard's Augen gefertigt, waren wohl gerathen und eben so urtheilte Bellincione von seinen Reimen. Die wechselnde Beleuchtung, die vom milden Abendschein zu blendendem Strahlenglanze sich steigerte, gewährte einen erhebenden Anblick. Die Anzüge der Handelnden blitzten von Gold und Edelsteinen, und Geschmack gab der Pracht Gediegenheit. Die Stellungen und Bewegungen waren wohl geübt, die Vorträge und Gesänge bestens eingelernt. Wie sauer hatte es sich Bellincione werden lassen! Und doch — auf wen sich das Schicksal gesetzt hat, den verfolgt es auch im Paradiese — glaubte er all die Mühe in der Hölle zu büßen. Im Turnier konnte Niemand die Unglückliche mit mehr Wahrheit spielen als Daria Botta. Ihre Schönheit, bewundert, besungen und angebetet,

flößte selbst dem Leichtsinn verzweifelnden Ernst, dem Alter jugendliche Schwärmerei ein, und doch blieb der sonst nicht unempfindliche Karl ungerührt. Die Schuld schob ihre Eitelkeit diesem und jenem mißgünstigen Umstande zu. Im tiefsten Herzen verletzt, war sie jetzt am wenigsten aufgelegt, Vorwürfe zu vernehmen. Bellincione reihte ihr eine Zahl begangener Fehler auf, um seinen Dichterruhm zu verfechten. Was war natürlicher, als daß sie krank wurde, dermaßen, daß sie ihre Unfähigkeit erklärte, am Abend die Venus darzustellen. Bellincione erschrak. Unter den Planeten war keiner weniger zu vermissen als die Venus. Allein sie blieb krank, wie er sich auch bemühte, das Herbe einer vorschnellen Aeußerung mit dem Seim von Artigkeiten zu versüßen. Da überlegte er sich, daß möglichen Falls jene Siegesgöttin, die nicht zu Wort gekommen war, eine Stelle ihrer Rede als Venus vortragen könnte. Aber sie war über das Erfahrene noch außer Fassung

und um keinen Preis zur Uebernahme einer Rolle aus dem Stegreif zu bewegen. Eine gab es in Mailand, der die Natur das Vorrecht ertheilt, als Liebesgöttin aufzutreten, Cäcilia Gallerani. Allen Einladungen setzte sie aber bis jetzt ein entschiedenes: „Nein" entgegen. Bellincione, auf das Aeußerste gebracht, wagte von Neuem zu bitten. Die Verlegenheit sich zu Herzen nehmend, ließ sie sich bereit finden unter zwei Bedingungen. Sie verlangte die Genehmhaltung des Herzogs und die Vergünstigung, eigene Verse sprechen zu dürfen. Die Forderung von beiden Seiten war ein abgedrungener Seufzer.

Die Zimmer der Vinci'schen Akademie harrten des Empfangs der hohen Gäste. Neben den Bildern der Schüler waren hier die aufgestellt, die der Meister während seines Aufenthaltes in Mailand gemalt. Jeder Blick des Königs, auch der flüchtigste, war eine Beifallsbezeigung. Durch einen eng gewundenen Gang,

der nur durch eine Reihe zahlloser Ampeln ein freundliches Ansehn gewann, ward er auf eine reich geschmückte Bühne geführt. Neben dem Herzog nahm er den bestimmten Sitz ein, umgeben von allen Vornehmen, die in Mailands Ringmauern waren. Die gespannteste Erwartung gab sich in einer feierlichen Ruhe zu erkennen. Auf einmal wurde alles dunkel und das Schweigen der Nacht hervorgezaubert. Gesänge, von Franchino Gafori geleitet, unterbrachen sie. Nur nach und nach konnte der Blick einen Himmel voll Sterne erblicken. Sphärenmusik ist irdischem Ohre nicht verständlich. Der König vermochte nicht die Worte zu vernehmen und dachte sich bei den Sternen eben nichts besonderes. Als er den schlafenden Hirten gewahrte, so überraschte ihn nicht das Auftreten einer Göttin mit Bogen und Köcher und mit einem hell blinkenden Halbmond auf der Stirne, die zum zärtlichen Kuß sich über ihn hinbeugte. Er freute sich, eine alte Fabel

wiederzuerkennen, die er nach gerade vergessen zu haben meinte. Aber Bellincione stand als Erklärer ihm zur Seite und von ihm vernahm er, daß die Gegenstände das, was sie waren, nicht wirklich waren. Drei Tage, so hörte er, habe der Astrolog Johann della Rosa gerechnet, um die zu dem Bilde erforderliche Sternkarte zu entwerfen. Gerade so hätte der nächtliche Himmel ausgesehen, als Seine Majestät das Licht der Welt erblickt. Karl nannte die Mühe zu groß, da er sich dessen nicht mehr erinnerte. Bei dem Hirten Endymion, hörte er weiter, habe man sich den Völkerhirten zu denken, der zu Thaten geweckt werde, die Göttin Luna gemahne unschwer an den türkischen Halbmond, den jener durch den Aufschlag der Augen zu verfinstern im Begriff stehe. Jetzo verhüllten Morgenwolken die Figuren, sie eröffneten sich wieder und indeß die Sonne glühend erwachte, zeigte sich der goldene französische Hahn, der, mit den Flügeln schlagend, sein Morgenlied

krähte zu Aller Ergötzlichkeit. Phöbus mit seinem Viergespann sprühte Funken umher. Es war Franz Melzi, der Sonnengott mit weithin flatterndem Haar, der den Rossen Stillstand gebot, indem er in die Saiten griff und sang. Der König hatte schon zu viel der Art genossen und er dachte, warum gab ihm der Festordner nicht lieber die Peitsche in die Hand, als die alte Leier. Die Hymne war beendigt. Der Planet Mars kam jetzt zum Vorschein. Zwischen zwei ritterliche Helden in eisernem Panzer, einen jungen und alten, trat die Fama mit Flügeln, deren Federn überall Augen zeigten. Sie stieß in die weit schallende Tuba, worauf zuerst Karl der Große und dann Karl von Anjou ihre Thaten erzählten. Die Fama verkündigte den beiden, daß sie lange genug ihren Ruhm aller Welt verkündigt habe, jetzt gäbe sie einem dritten Karl die Ehre, dessen alles überbietende Größe bald dem Planeten Mars den Namen streitig machen werde. Sie blies

aufs Neue und weckte einen tausendstimmigen Wiederhall, nur nicht im Herzen Dessen, dem die Feier galt. Seine Ruhe erregte Unruhe beim Herzoge, der ihn mehr als alles Schaugepränge beobachtete. Die Scene veränderte sich. Und siehe! als wenn er nicht anders konnte, stand der König auf. Nicht, um sich zu entfernen, näher wollte er dem Bilde stehen, obgleich er bis zur Brustlehne nur einen Schritt frei hatte. Auch ohne Sang und Rede sah er sich in den Planeten Venus entrückt. Nicht eine Cäcilia Gallerani, die Göttin selbst glaubte er zu sehn. Wie es im Ovid heißt:

Nackt an dem Uferrand die thauigen Haare sich trocknend,
Sah die Göttin der muthwilligen Satyren Schaar,
Dessen gewahr, verbarg sie den Leib mit Zweigen der Myrte,
Dadurch war sie geschützt. —

So lag Cäcilia auf einen Rasen hingegossen, mit ihren schönen blonden Haaren beschäftigt.

Als unbescheidene Lauscher drängten sich zwei Waldmenschen hinzu, es waren Markus von Oggione und Johann Anton Beltraffio. Mit den spitzen Ziegenohren, den hangenden Halsdrüsen, lachten sie bäuerisch voll lüsterner Ausgelassenheit. Venus bemerkte sie und beugte die nahe stehenden Myrtenbäume zusammen, um ungestört zu sein. Grüne Nacht webend, verbreitete sie Licht, indem sie den Oberleib erhob und einen so weißen schwellenden Nacken enthüllte, daß jedem Beschauer ein schmachtender Hauch entschlüpfte. Jetzt stand sie auf von ihrem Lager, trat unbefangen vor, als wollte sie durch die Worte, die sie sprach, die erregte Täuschung wegspotten.

Ich bin die Göttin nicht, die schaumgeboren
Ein lautloses Geschlecht erkennt als Brüder.
Sie schweigt, ich lobsing' ihn, der groß und bieder
Den schönsten Bund mit Frankreichs Karl beschworen.

Ihr Reiz ist Rythmus, Augen werden Ohren,
Ihr ist Gesang die Harmonie der Glieder.
Sie schweigt, ich singe. Ach! für all' die Lieder
Hätt' ich mir ihren Gürtel gern erkoren.

Ich schaue vor mich hin. Der Glanz entfächelt
Des Trübsinns Mienen, denn es strahlt den Blicken
Der Kriegesgott, mit kampfgeprüftem Schilde.

In seiner Rüstung Stahl, er sieht so milde,
Bespiegelt sich die Eitle voll Entzücken.
War es denn Venus nicht, der Mars gelächelt?

Als Cäcilia die Lippen eröffnete, ergriff der König die Hand des Herzogs, denn er mußte sich halten, um die Allgewalt des Zaubers zu tragen. „Warum nur ein Sonett?" fragte er mit klagend schmelzendem Ton, als sie verstummte, und fiel seinem Wirth um den Hals. Jedes Mißtrauen war verweht und er küßte ihn voll herziger Freundschaft. Alle, die es sahen, klatschten voll jubelnder Begeisterung in

die Hände. Der Spielenden galt der Beifall nicht. Aber sie war es zufrieden und ihr Lächeln sagte: „mein ist der Triumph!"

Auch Venus verschwand. Was aber immer die Planeten Merkur, Jupiter und Saturn dem Auge und dem Ohre brachten, Karl sah und hörte sie nur. Nur durch Cäcilia sah er sich in den Himmel versetzt. Wenn er dem Moro, dem Leonhard dankte, so dachte er sie allein. Dem Künstler verehrte er nachmals eine goldene Palette, wofür jener als Gegengeschenk das Brustbild des Königs aus dem Gedächtniß malte. „Meister Leonhard," sagte der König, „wenn Ihr Eures Herrn überdrüßig werden solltet, so kommt nach Frankreich, dort soll man Euch bis zum Tode freundlich hegen und pflegen." Der Angeredete lächelte, der, kein besseres Loos sich wünschend, das Anerbieten zu den Unmöglichkeiten rechnete. Alle waren froh, aber keiner wie der König, der nach den Freuden des Tages in der glück-

lichsten Stimmung sich die glücklichste Nacht versprach.

Als nach aufgehobener Abendtafel sich Moro allein in seinen Zimmern befand, da warf er noch einen dankbaren Blick dem Bilde Cäciliens zu, das mit ihm den Einzug in das herzogliche Schloß gehalten. „Ich mißgönne dir nicht," sagte er, „die Gunst des jugendlichen Königs. Nicht um einen geringen Preis war ich und Mailand zu retten."

---

Nach dem Rausche des Vergnügens pflegen viele über Unbehaglichkeit zu klagen. Zu ihnen gehörte Leonhard da Vinci, wie viel Ehre ihm auch geworden war. Mit größtem Aerger zog er das Tagebuch aus dem Gürtel und schrieb darin unter den Namen des Tages den eines Schülers. Mit verkehrter Schrift, wie es in seiner Gewohnheit war, zeichnete er ein: „Jachomo, der Dieb, der Lügner, der Schandbube,

der Lecker!" und so oft die Zeile sein Auge als Spiegel auffing, sah er den Flüchtiggewordenen recht vor sich stehn und fühlte sich zornig erregt. Als nämlich zwei junge Maler, die in der Vorstellung des Paradieses auftraten, Markus von Oggione und Beltraffio, sich die Tracht der Waldmenschen anlegten, benutzte Jachomo, der beim Ankleiden ihnen behülflich sein wollte, den Augenblick, aus ihren Taschen das Geld zu nehmen und sich aus dem Staube zu machen. Niemand wußte, wo er geblieben war und die Bestohlenen sahen sich vergeblich nach ihm um. „Ist das die Anstelligkeit, Vater Vincenz," fragte Leonhard den Prior, „die Ihr stets so sehr an Eurem Günstling rühmtet?" Darin, daß er wiederholt die Rede auf Jachomo brachte, fand er ein gutes Mittel, den ungestümen Mahner von sich fern zu halten, der so schnell, als er die Mönche zur Mahlzeit zusammenläutete, das heilige Abendmahl wollte dargestellt sehn. Wenn dieser über die Saumseligkeit

des florentinischen Apelles in Verzweiflung gerieth und man ihm einwandte, daß auf Erden keine Wunder mehr geschähen, so wies er auf den jungen König hin, dessen glückliche Unternehmungen wirklich allen Glauben überstiegen. Karl's VIII. Feldzug entsprach nicht nur seiner stolzen Zuversicht, sondern überbot die kühnste Hoffnung. Wo er mit seinen unermeßlichen Heerscharen auftrat, da trat er auf siegreich gewonnenes Land, weniger Siege waren es, die er erfocht, als Triumphe; nicht erfocht er sie, sondern er feierte sie nur. Wenn ein glücklicher Anfang ein glückliches Werk verräth, so war es hier. Pisa öffnete dem König als seinem Retter die Thore und jubelte Dem entgegen, der ihm die Freiheit wiederschenkte. Mit frohlockendem Hohngeschrei ließ man den lang verhaltenen Aerger an den florentinischen Wappen aus, riß sie lachend und fluchend herab und trat sie in den Koth. Der Herzog Sforza war Zeuge der Eroberung ohne Kampf und Mühe. Er

stellte dem königlichen Sieger vor, es sei darauf Bedacht zu nehmen, daß die Unterdrückten nicht alsobald wieder die Frucht ihres Vertrauens verlören, da die Venezianer, heimlich von ihnen zu Hülfe gerufen, nach dem Abzuge der Franzosen sich unfehlbar zu Herren und Tyrannen aufwerfen würden. Nach bestimmten Nachrichten kreuzten venezianische Schiffe im mittelländischen Meer. Es sei darauf Bedacht zu nehmen, daß die gastlich empfangenen Kriegesscharen, wenn sie heimkehrten, mit Lorberkränzen geschmückt, deren Blätter sie in Neapel und Jerusalem gebrochen, nicht eine Hemmkette vorfänden, die ihnen der speculative Geist des Handelsstaates zöge und sie sich den Durchzug theuer erkaufen müßten mit Geld und Blut. Moro's Furcht vor den Venezianern war aufrichtig, denn er kannte sie aus nur zu naher Nachbarschaft. Neben ihnen erschien ihm der Besitz Mailands nur zweifelhaft, aber er sah seine Macht riesenhaft erstarkt, um selbst nach

der Herrschaft von ganz Italien zu greifen, wenn Genua und Pisa ihm gehorchten. So fein auch der Herzog seine Mahnungen und Warnungen stellte und sie in die Farben wohlgemeinter Bundesliebe einkleidete, so konnte er doch nicht die Zustimmung zu dem erhalten, was er listig anlegte. Je eindringlicher er die Sache machte, desto mehr Bedenklichkeit setzte sich ihrer Erfüllung entgegen. Noch immer schmeichelte er sich mit der Hoffnung, die Franzosen würden in seinen Vorschlag eingehen, der kein anderer war, als daß eine in Pisa zurückgelassene Besatzung unter seinen Befehl gestellt, und daß außerdem ihm die Küstenorte Sarzana und Pietrasanta übergeben würden, um vor feindlichen Anfechtungen die eroberte Stadt zu schützen. Von allem aber erfolgte nichts. Unmuthig sah er ihnen nach, die keine Unbequemlichkeit verspürten, im fremden Lande zu sein, da sie überall offene Straßen fanden. Mit scheelem Blick verfolgte er die Sieger, vor denen das

Gerücht von der Wiederholung des ewigen Einerlei heiser wurde, obgleich es keinen Schwertschlag zu überschreien gab. Anstatt durch Mühsale und durch das blutige Handwerk zusammenzuschmelzen, wuchs das französische Heer durch das Zuströmen aller derjenigen, die um leichten Preis gern sein Wohlleben theilten. Moro sah sich in ein Meer von Sorgen getrieben, im ernsten Kampfe mit Wellen, die ihn zu verschlingen drohten, wenn er nicht durch ihre Beherrschung sich ein allgebietendes Ansehen errang. Zu seiner Sicherstellung war es nicht genug, den Zündstoff zwischen Florenz und Venedig zu nähren. Er wandte sich an den deutschen Kaiser und rief ihn im Namen Pisas als Schutzherrn auf, da dieses, wenn er nicht die verwirrten Verhältnisse ordnete, als Zankapfel zweier Mächte von ihnen würde zerrissen werden. Eine solche Verwendung erschien ihm um so mehr als rathsam, da Deutschland als Gegengewicht von Frankreich aufzurufen, an der Zeit war,

um weniger besorgt dem Künftigen entgegen=
zusehn.

Die Stadt Mailand nahm nicht wahr,
was seinen Herrn bewegte. Mit dem Feste
waren die Franzosen vergessen. Wenn man
ihrer gedachte, so war es in dem wohlthuenden
Gefühl, daß die Aufnahme der Gäste ihre Er=
wartung und die des Wirthes befriedigt hatte.
Moro's Unruhe theilte nur das Treiben in den
Künstlerwerkstätten, wo ein friedreicher Lärm
tobte und wo es nicht Mordwerkzeuge, nicht
Streithämmer waren, deren rasselnde Schläge
den Tag erweckten und nicht ruhten, bevor die
Nacht Stillstand gebot. Alle Hände waren ge=
schäftig. Die Störung und Unterbrechung der
Arbeit befeuerte zu verdoppeltem Eifer. Gerade
als die Franzosen Italien betraten, war (viel=
leicht ein warnendes Zeichen der alles überflu=
tenden Macht) ein hohes Wasser in der Stadt.
Durch Ueberstauung war die Straße, die nach
Vercelli führt, einen Tag lang nicht zu be=

fahren, ehe dem Uebel Abhülfe geschehen konnte. Das in dieser niedrigen Gegend gelegene Kloster Maria delle Grazie hatte unter Wasser gestanden. Das Refectorium, dessen Nordwand mit dem Bilde des Abendmahls verziert werden sollte, war nicht verschont geblieben. Der Klostergarten war durch das Ereigniß trockner geworden, indem eine Schicht Sand alles Leben erstickte, aber nicht die feuchten Mauern, wo im Gegentheil es überall grün hervorsprießte.

Kaspar Vimercati, dem im Kloster delle Grazie Kapelle und Bild gehörte, veranlaßte den Bau desselben. Bramante Lazzari führte ihn. Die Brust voll schöpferischer Gedanken trieb es diesen aus den engen Ringmauern der Vaterstadt Urbino. Er entwarf Gewölbe, die, wenn es gefordert würde, einen Marktplatz umspannen konnten, er zeichnete Thüren, die die Alpen überragten, denn welchem Künstler wachsen in kühn sich vermessender Jugend nicht die Ideen über den Kopf? Da er vom Hause

Sforza hörte und von dem Herzog Franz, der ein Heros aus dem morschen Stamm der Visconti in üppigem Wuchs emporstieg, da begab er sich nach Mailand, um zu wirken und zu schaffen. Durch die Zeichnungen, die er vorwies, durch die Gemälde, die er fertigte, erregte er ein günstiges Vorurtheil. Nicht erschien ihm das Alte als schön, weil es alt, das Neue nicht als bedenklich, weil es neu sei. Den Staub und den Rauch langer Jahre mißgönnte er nicht den alten Bildern und trug die Farben hell und klar auf. Aus ihrem Mumienschlaf weckte er die Figuren und lüftete ihnen das Gewand, in das sie eingewickelt waren. Seine Bilder fanden weniger Widerspruch als zustimmenden Beifall. Mehr aber versprach Bramante in seinen baukünstlerischen Leistungen. Wären ihm die Mittel, so ließ er sich vernehmen, so würde er einen Christentempel in einer neuen Weise errichten, um darzuthun, es könne ein Bau die Zierlichkeit mit dem Dom

theilen, ohne gothisch zu sein, prächtig aus- sehen, bestünde er auch nur aus Thon anstatt aus Marmor, groß und erhaben erscheinen, wäre er auch nur ein Zwerg gegen jenen Rie- senkoloß, in zehn Jahren beendet sein und doch sich die Bewunderung der Mit- und Nach- welt erwerben. Nach dem Gesehenen schenkte Vimercati den Worten des vielversprechenden Künstlers Glauben und bot Alles auf, ihm Gelegenheit zur Bewährung seines Ruhmes zu geben. Ehemals stand dem Kriegsmanne eine Kaserne höher als jede Kirche, da er noch voll jugendlicher Kraft das Schwert an der Spitze des Heeres schwang, jetzt dachte er anders; ehe- mals hielt er das Feldlager für die beste Ruhe- stätte und ihm lag es fern, sich eine Stelle zu bereiten, wo er sein irdisch Theil zum ewigen Schlaf betten konnte, jetzt verlangte er darnach. Er war von Franz Sforza geachtet, wie ihn Moro ehrte und dessen Kinder liebten. Durch fromme Ueberredung bewirkte er daher leicht,

daß die Hälfte des Soldatenquartiers, das am Vercellischen Thore lag, zum Bau eines Klosters abgetreten würde. Es sollte der Königin der Gnaden geheiligt und vom Predigerorden bewohnt sein. Vimercati opferte ihm sein Vermögen, um eine Begräbnißkapelle nach seinem Wunsche eingerichtet zu sehen, Franz Sforza wies bedeutende Summen an, um in dem Gotteshause sich selbst ein Denkmal zu errichten. Bramante täuschte nicht den einen, nicht den andern, wenn der Herzog auch nicht die Vollendung erlebte.

Die Kirche der h. Maria delle Grazie, von nicht geringem Umfange, erscheint als groß und mächtig durch das Ebenmaß in allen Theilen, durch die Fülle der schön erfundenen Zierathen, die das Auge fesseln und es von Bildwerk zu Bildwerk ziehn, durch die prächtige Kuppel, deren leise sich absenkende Dachflächen wie die ausgebreiteten Flügel eines Adlers sich in ruhiger Schwingung schwebend erhalten. Die Vorder=

seite mit dem niedergedrückten Giebel, der dem Modell des Domes nachgebildet ist, ist schmucklos, bis auf die drei Eingänge. Auf Säulen ruhend, wölbt sich über dem mittleren ein rundes Schutzdach. Ein Bild in dem Bogenfelde stellt die h. Jungfrau mit dem Kinde dar, angebetet von Moro und Beatrix und zwei Heiligen im Dominikanergewande, die Lilie bezeichnet den einen als den Ordensstifter, das blutige Messer den anderen als den Märtyrer Petrus. Außer den spitzbogigen Fenstern gewahrt man an der Kirche nur die Form des Kreises und des Vierecks. Auf einem gewaltigen Würfel mit runden Vorbauen ruht die prächtige Kuppel. Hier sind Vierecke mit Blumengewinden eingefaßt, dort Schilder mit Brustbildern von Heiligen, dort eine zierliche Pilasterstellung und dieses alles von gebranntem Thon.

Gläubige suchen in den innern, hoch gewölbten Räumen das alte Bild einer h. Jungfrau auf, die in die Falten ihres weiten Ge=

wandes viel Volkes schutzreich aufnimmt, sie zählen die Gelübdegaben von Wachs, Silber und Perlen, mit denen die Andacht den Altar behängt hat. Seitdem aber Leonhard da Vinci in dem Refectorium des Klosters den Abendmahltisch aufstellte, als den eigentlichen Altar, da erblindete für Viele der Glanz des Heiligenbildes. Das Wachs weicher Ergebung, das Silber der Herzensreinigkeit, die Perlen der Thränen flossen auch jenem in der Glut der Gottesliebe. Es erhob sich das schlichte Gemach des Refectoriums zu einem schöneren Bau, als ihn die Kirche zeigte mit der Kuppel und all den Thongebilden. Aber auch hier hieß es, gut Ding will Weile haben. Jahre über Jahre vergingen, ehe das Werk vollendet war. Das war dem Pater Vincenz nicht recht, der von dem Maler verlangte, daß er, wie die Arbeiter, die den Garten umgruben, auf den Gerüsten jeden Tag Stunde für Stunde den Pinsel führte. Er bedachte nicht, daß auch hier erst

für die Pflanzung neuer Boden mußte geschaffen werden. Das Verfahren, die Mauer durch vorgehaltene Kohlenbecken zu trocknen, hatte geringen Erfolg. Leonhard erfand da eine Mischung von Gyps und Harz, mit der er die Wand bekleiden ließ. Er versuchte, wie die Oelfarben auf diesem Grunde standen, und war zufrieden. Nicht eine, sondern tausende von Zeichnungen entwarf er zu dem Bilde, das der Inbegriff alles dessen sein sollte, was er konnte, dachte und lehrte. Täglich fand er, daß in seiner Erfindung das Gute noch besser, das Erhabene noch erhabener gebildet werden könnte. Die Wahrheit will losgerungen sein aus den Banden der Finsterniß. Nicht der Aufgabe, die ihm andere, sondern die er sich selbst stellte, wollte er genug thun. Der Prior sprach nur von einem Seitenstück zu der Kreuzigung auf der Südwand, damit, wenn die Brüder sich zum gemeinschaftlichen Mahl versammelten, sie vor- und rückschauend Dessen gedächten, der seinen

Leib für sie hingegeben. Aber wie ganz anders war der Anblick hier und dort! Die Nähe des Herrn machte hier jeden Jünger zum Gott, dort auf Mortofano's Wandgemälde merkte man dem Gott unter den Schächern an, daß er in üble Gesellschaft gerathen sei.

Während Leonhard da Vinci an dem Abendmahle mit sinniger Hingebung malte, war das Refectorium der Sammelplatz aller, die gern den Blick auf das Schöne und Erhabene richteten. Daß ein Geist den andern anzieht, sah man nirgend mehr als hier. Wer den Maler bei der Arbeit antraf, der erachtete es als großen Gewinn, um sich mit ihm zu besprechen, ihn zu fragen, von ihm zu lernen. Aber auch der, der ihn nicht fand, unterhielt sich mit ihm bei Betrachtung des Wandgemäldes, das, wie gar langsam es sich auch bis zu höchster Vollendung entfaltete, reiche Frühlingslust verbreitete. Der flüchtigste Kohlenstrich der Zeichnung war eine viel versprechende Knospe. In

das Gemach, in dem der Herr mitten unter seinen Jüngern an der langen, mit schönem Gedeck behängten Tafel speist, scheint durch die Fenster und durch die offene Thüre grell der scheidende Tag herein, als wenn er vor der heimlich heranschleichenden Nacht warnte. Ja, eine Sonne soll untergehn, und neben dem gebrochenen Brot schimmert bedeutungsvoll im krystallnen Kelch der purpurne Wein. „Wahrlich ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen — und sie wurden sehr betrübt.“ Wohin man sieht, wie auch das Schöne neben dem Schönen prangt, alle Strahlen vereinigen sich in dem Gottmenschen als einem leuchtenden Mittelpunkt, und doch gehörte sein Antlitz immer und immer zu den unvollendetrn Theilen. Leonhard's Langsamkeit konnte einen Vincenz Bandelli nur zur Verzweiflung bringen. Oft vergingen viele Tage, Monate, daß der Künstler nicht das Refectorium betrat. Doch gerade, wenn er seine Gedanken von dem Werke abzu=

wenden schien, umfaßte er es mit ihnen am innigsten, wie der Knabe den Schmetterling verfolgt und sein brennender Eifer mit der gesteigerten Hoffnung wächst, den flüchtigen zu erhaschen. Alle Straßen und Plätze durchstrich Leonhard, um Musterbilder für die Apostel zu gewinnen. Und wie treu er die Natur wiederzugeben verstand, dennoch erschienen sie allen Künstlern und Kunstfreunden als wahrhaft göttliche Eingebung. Der Baumeister Bramante hatte über die Proportion geschrieben, aber, wie er sich äußerte, lernte er jetzt erst ihre Regel. Er hatte mit Glück bisher gemalt, jetzt beschloß er nie einen Pinsel zu berühren. Sonst war er glücklich in Sinngedichten, die er aus dem Stegreif sprach, jetzt dachte er vergeblich nach, um das Erhabene der Erfindung passend zu schildern. „Meister Leonhard,“ sagte Kaspar Vimercati, als er eines Tages das Gerüst bestiegen, „wenn man Euren Lehren glauben soll, so müßt Ihr anders malen. In Eurem Werk-

lein über die Malerei heißt es: „„Ein Maler muß nicht die Weise eines anderen nachahmen, sonst wird er ein Enkel und nicht ein Sohn der Natur sein. Da die natürlichen Dinge sich in so reicher Fülle darbieten, so muß man viel mehr zur Natur seine Zuflucht nehmen, als zu den Meistern, die von ihr gelernt haben."" So schreibt Ihr, aber gebt acht, bald werden Eure Schüler es als das Höchste erkennen, Euer Abendmahl nachzuzeichnen und nachzumalen, sie werden die Natur als dürftig und unschön verlassen, um sich hier Vorbilder von unfehlbarer Bedeutsamkeit zu wählen." „Damit es nicht geschehe," erwiderte Leonhard, „male ich auf dieser Wand, die wie ein ungetreuer Wächter das raubt und verzehrt, was sie hüten und wahren soll." Nicht anders als wehmüthig konnte er seinen Freund Lukas Paciolo bescheiden, der ihn gleichfalls auf einen Widerspruch zwischen seiner Regel und seiner Arbeit hinwies. Je näher, nach Leonhard's

Vorschrift, in einer Geschichtsdarstellung der Häßliche dem Schönen steht, der Gebrechliche dem Starken, desto schöner soll sie sich ausnehmen und die eine Gestalt durch die andere wachsen. „In Eurem Abendmahl," sagte Lukas, „finde ich nichts häßlich, nichts gebrechlich, und eben, weil ich die Gegensätze vermisse, erscheint mir das Ganze als ein Wunder." „Ihr erinnert mich daran, Geliebtester, daß mir der Gottessohn und der Verräther nicht gelingen will. Nicht mit irdischem Auge kann ich den Göttlichen erkennen und bei meiner Armuth stattete ich zu reich manchen der Apostel aus und bereue die Großmuth, denn für ihn behielt ich nichts. Für das Höchste wie für das Niedrigste bietet mir die Natur kein Gleichniß dar."

Lange, lange rang der Maler, die überirdische Klarheit, den heiligen Schmerz in den Mienen des Herrn auszudrücken. Vergeblich war es, daß er mit den neu erfundenen Pastell-

farben den Erlöser bald mit größerem, bald mit kleinerem Barte zeichnete, was er wollte, konnte er nicht, der leidenschaftslose ließ kalt, der von Schmerz durchdrungene war menschlich schwach. Da erschien ihm einst in den wirr hin und hergezogenen Kreidestrichen der göttliche Weise, der menschenfreundliche Messias. „Dank für die Begnadigung!" mit diesem Ruf erwachte er wie aus einem Traum und strebte sogleich in Farben festzuhalten die schönste Erinnerung seines Lebens. Die sonst sichere Hand zitterte in der Freude des Gelingens. Da auf einmal war es ihm, als wenn eine unsichtbare Macht ihm den Pinsel aufhielt. „Nicht weiter," sprach er laut, „wenn das Irdische nicht den göttlichen Schimmer trüben soll. Wie wenig der Jesuskopf auch gegen die der nachbarlichen Jünger ausgeführt war, es warnte ihn: „Nicht weiter!" Stiller Zeuge seiner Empfindung war Bernhard Zenale gewesen. Im ganzen Innern bewegt, trat Leonhard einen Schritt zurück und

fiel in seine Arme, und es ruhte sich wohl in ihnen. Bernhard verdachte ihm seine Ueberlegenheit nicht mehr. Höher stand ihm die Kunst als seine Eitelkeit. Er war nicht nur besiegt, sondern beschämt, da er in dem Abendmahle etwas sah, das die Erde und alles Kleinliche, was ihr anhaftet, zurückdrängt. „O Leonhard," sagte ihm der Greis mit tröstendem Wort, „neben diesen Aposteln kannst du keinen Christus erfinden. Deinen Irrthum kann keiner sonst als Gott heben, denn es steht in Niemandes Macht, größere Göttlichkeit und Schönheit einer Gestalt zu geben, als du den beiden Jacoben verliehen hast. Sei daher gutes Muths und lasse den Heiland, wie er ist, unvollendet." Leonhard hatte seitdem einen väterlichen Freund mehr und Bernhard fühlte sich in seiner Gesellschaft jugendlich erstarkt.

Umgekehrt als er, drang der Pater Vincenz auf die endliche Vollendung des Werkes. Da es nichts verfing, wenn er dem Maler eben so

oft als eifrig bald in eindringlichen Bitten, bald in ernsten Worten seinen Wunsch verlautbarte, so ließ er keine Gelegenheit außer Acht, seine Noth dem Herzog zu klagen. „Gestern ist vorbei,“ sagte er, „und kein Meister Leonhard ist gekommen, auch heute ließ er sich nicht sehen, nun ist ein ganzer Monat hin und ich weiß nichts von ihm. So können mehrere Monate, Jahre vergehn und ich muß, Gott sei es geklagt, mit den Brüdern elendiglich im Kreuzgang speisen und, wenn das Wetter ungünstig ist, sie im Kapitelsaal, wie es geht, zusammendrängen. Würde ihm das Jahresgehalt weniger pünktlich ausgezahlt, so würde er pünktlicher die Entrichtung seiner Schuld wahrnehmen. Gebt ihm einen Begriff von Hunger, und er wird das Einsehen haben, daß die Brüder anständig zur Tafel sitzen wollen.“ Moro, der andere Sorgen jetzt hatte, nahm sich diese wenig zu Herzen. Zudem wußte er, daß vor den Klagen des Priors kein Rath

wäre, wenn er auch alles ihm zu Willen thäte. Fern davon, dem schöpfungsfrohen Apelles durch Erinnerungen oder gar Vorwürfe sein Wirken zu verleiden, versprach er Abhülfe, verhielt sich aber ruhig. Nach langer Zeit erschien eines Tages wieder der Langersehnte bei den Dominikanern. Der Prior, voll Freude darüber, daß seine Unterhandlungen mit dem Herzoge endlich Frucht ansetzten, empfing ihn mit zärtlichem Händedruck, er ließ ihm eine Flasche aus einem Fäßchen füllen, das im tiefsten Winkel des Kellers versteckt war, und befahl dem Bruder Schaffner dem seltenen Gast seltene Speisen vorzusetzen. Er wußte, daß ihm seine Nähe unbequem war, daher bekämpfte er seine Neugierde und es war ihm genug, von Zeit zu Zeit an der Thüre des Refectoriums inwendig das Räuspern zu hören. Nichts anderes dachte er, als daß morgen das Gerüst weggenommen werden könnte, denn seiner Meinung nach war das Bild schon so gut wie fertig.

Es wurde finster, ehe der Maler ging. Keiner war schneller als der Prior, die leere Stelle auf dem Gerüste einzunehmen, aber wie erschrak er beim Anblick einer anderen leeren Stelle. Leonhard hatte es für gut gefunden, statt an den Köpfen der Figuren zu malen, den gemalten Figuren die Köpfe abzuschneiden. Wo Judas' Kopf gesessen, errieth man nur aus dem Rumpf des Sitzenden. Die Farben waren abgeschabt und der nackte Gyps zum Vorschein gebracht. Das Köpfen sei leichter als das Kopfansetzen, das erkannte er hier leicht daraus, daß die Kohlenzeichnung auf der entblößten Wand, bald so, bald so geführt, in einander verwischt war. Offenbar war der Künstler unschlüssig, wie er es anzufangen habe, um das muthwillig Zerstörte zu erneuern. Der Prior schalt sich selber aus, daß er nach eignem Wunsch sich den Launen eines Tollhäuslers ausgesetzt habe, aber er spie Galle gegen ihn, der innerlich hohnlachend zeigen wollte, wie weit es Leichtsinn

oder Eigensinn treiben könne. Die Nacht brachte er schlaflos zu, tausendmal wiederholte er die Epistel, mit der er ihn begrüßen wollte. Allein der Maler, der Böses ahnen mochte, blieb aus. Bandelli wartete bis Mittag vergebens, dann ging er geraden Wegs zum Herzog als knirschender Anwalt des enthaupteten Judas Ischariot. Mit einer Entrüstung, einem Eifer sprach er hier, als forderte er für seinen Kopf den des Malers. Moro, fürchtend, daß dieser auch den andern Aposteln ans Leben gehen möchte, ließ ihn diesmal zu sich rufen. Ernst aber gelassen hielt er ihm sein unregelmäßiges Arbeiten vor. Leonhard bewies ihm da (zu Erklärungen der Art verstand er sich nie gegen den ungestümen Dränger), daß er gerade dann, wenn er nicht im Refectorium wäre, für dasselbe am thätigsten wirke und schaffe, denn die Ideen müßten in Liebe empfangen und ausgetragen werden, damit sie reif und wohl gebildet in die sichtbare Welt träten. Da der Sprechende leicht erkannte,

wie der weisheitsvolle Beschützer nur alles auf das unbescheidene Pochen des Geistlichen thäte, so hatte er die Kühnheit, sich also vernehmen zu lassen: „Zwei Köpfe auf dem Abendmahl harren noch ihrer Vollendung, nämlich der des Herrn und Meisters, zu dessen Größe ich vergeblich den Gedanken zu erheben suche, und dessen, der den Beglücker der Menschheit, den Freund und Lehrer für schnödes Geld verrieth und verdarb und gegen den jeder Räuber und Todtschläger ein Heiliger ist. Täglich durchstreife ich den Borghetto, wo das schmutzigste Lumpengesindel Eurer Hauptstadt wohnt. Ist es umsonst, so bleibt mir nichts übrig, als den Prior selbst als Judas zu malen." Der Herzog lachte und äußerte, daß dazu Gründe genug wären, denn er habe Mailand und Italien an die Franzosen verrathen.

Leonhard, beim Weggehn über die eigne Rede erschreckend und im Herzen dankend, daß sie so gut aufgenommen wäre, überlegte sich,

daß, ohne das Bildnißmäßige beizubehalten, die gebogene Nase, das grünliche, leidenschaftlich glühende Auge, die vom beständigen Eifern vorgeschobene Unterlippe sich sehr wohl für den Judas eigneten. Aus dem Scherz wurde Ernst. Eines Morgens, als jener, im Garten beschäftigt, nicht im Guten und im Argen an den Maler dachte, arbeitete dieser bei verschlossener Thüre. Der Kopf war fertig, der schön genannt werden mußte, ob auch Bosheit und Verrätherтücke sich in ihm zu erkennen gaben, der, obgleich absichtlich in schwarzen Schatten gestellt, bedeutend hervortrat. Sonst war es ein gutes Gewissen, das den Erfinder des Abendmahles hartnäckig an das Gerüst fesselte, wenn er es einmal betreten hatte. Jetzt rannte er schnell die Leiter hinab, um sie nie wieder zu besteigen. Noch wohl eingedenk der Zeit, da seine Hand ein Hufeisen wie Blei zusammenbog, riß er die Stützstangen um und legte das Breterwerk, das seine Schöpfung barg, in

Staub. Er warf noch einen Blick ihr zu und eilte ungesehn von dannen.

---

Ein Novize hatte durch die offene Thüre des Refectoriums kaum das Bild von dem Verschlage befreit gesehn, als er von Zelle zu Zelle lief und meldete, daß nun fertig sei, was viele Brüder nie zu erleben geglaubt hatten. Der Schwächliche und Gebrechliche war da gleich flink. Bald waren alle Mönche versammelt und ihr Haupt fehlte nicht unter ihnen. Nach einem hohlen Erstaunen gab sich erst das rechte zu erkennen, da alle Blicke, anstatt, wie billig, den Heiland aufzusuchen, sich zu dem Judas mit dem neuen Kopf hinlenkten. Die Jünglinge lachten verstohlen, die Männer wollten ihren Augen nicht trauen und sahen vergleichend bald zum Prior, bald zu seinem Ebenbilde, die Greise schüttelten unwillig den Kopf. Der Betheiligte merkte es am wenigsten,

denn er wußte nicht, wie sich sein Gesicht von der Seite gesehen ausnähme. Doch, mißtrauisch die schweigsamen Beschauer durchmusternd, erkannte er leicht, daß es mit dem Wandgemälde ein eigenes Bewenden haben müsse. Zu seinem Kloster gehörte auch sein eigner Bruder Matthäus Bandelli. Dieser in einer Stunde, da jener gut gelaunt war, klärte ihm in scherzhaftem Ton die Sache auf mit dem Bemerken, daß man ungeachtet des Schalksstreichs dem Maler danken müsse, denn durch sein Werk würde das Dominikanerkloster in Mailand das erste in der Welt. Zugleich äußerte er als ein Liebhaber der schönen Wissenschaften den Entschluß, das Vincische Abendmahl als Gegenstand einer Novelle zu wählen. Und er hielt Wort.

Des andern Morgens war der Pater Vincenz allein im Refectorium. Vielleicht trieb ihn der Reiz sich zu ärgern dahin, doch vermochte er es nicht, da er vordem sich schon zu viel geärgert hatte. Ehe er es sich versah,

verzog sich seine Miene zu beifälligem Lächeln und er freute sich über das Sprechende des Ausdrucks, über die großartige Zusammenstellung und über die Schönheit der leuchtenden Farben. Als er so einsam bald das Ganze, bald das Einzelne betrachtete, ungestört von Neugierigen, die Angesichts des Abendmahls nur seine innerste Regung erlauschen wollten, so traten zwei Männer zu ihm ein. Es waren Kaspar Vimercati und Lukas Paciolo. Diese dachten anders, sie vergaßen seiner und voll gleicher Empfindung fielen sie sich in die Arme und sahen in ihren funkelnden Thränen den Wiederglanz der prächtigen Malerei. Beide überboten sich in aufrichtigen Lobsprüchen. „Nicht wahr, Vater Vincenz," begann Paciolo, „die Kunst feiert hier den höchsten Triumph, die Bewunderer sind als Gefangene gefesselt an den Siegeswagen, den Leonhard besteigt, und der stolze Zug geht, wenn er Feinde hätte, dahin hüber ire gebeugten Nacken." „Ja — sagte

der Prior — ich sehe schon vor dem Siegeswagen die Schimmel vorgespannt, die ihn bald unserem Blick entführen." Hierbei deutete er auf eine Stelle hin, die bereits die Nässe weiß überzogen hatte, um schonungslos am Abendmahl zu schmarotzen. „Der Künstler," nahm Vimercati das Wort, „malte auf der feuchten Wand, weil es der Herzog gebot, wohl wissend, daß, wenn er ihm gefalle, er auch der Nachwelt gefallen müsse, wohl wissend, daß die Strahlen der untergehenden Sonne, auch wenn sie verlöschen, stets die Welt lehren werden, wie hell sie gewesen sind." So sprachen die begeisterten Kunstfreunde und vergaßen fast in der Freude, was sie so frühe hergeführt. Sie kündigten nämlich an, daß die herzogliche Familie, von dem Maler geführt, alsobald erscheinen würde. Das brachte den Prior in Thätigkeit und er rief von allen Seiten her Leute, die den Staub auskehren, die Breter des Gerüstes hinwegräumen mußten. Man sah, daß er wohl auf

war, doch schützte er Unpäßlichkeit als Grund vor, warum er nicht die gnädigsten Herrschaften, wie es sich gebührte, empfangen könne.

Von zwei Brüdern, die am Eingange des Klosters geharrt, wurde die herzogliche Familie, an die sich ein stattliches Gefolge angeschlossen, in das Refectorium geleitet. Maximilian und Franz, die aufgeweckten Knaben, liefen mit jubelnden Stimmen voraus. Wie gar langsam folgte ihnen dagegen die Mutter nach, die auf ihre Frauen gestützt sich freute, den für sie bereit stehenden Armsessel zu erreichen! Wie stach die Heiterkeit der Zwillingsbrüder von ihrer feierlichen Stimmung ab! Eine ernste Stunde stand ihr vor und das Vorgefühl drückte sie um so mehr bei der Nähe eines Gewitters, das politische Ereignisse über Mailand heraufführten. Die zu erwartende Vergrößerung der Familie Sforza vergrößerte auch die Sorgen der Dichter. Damals gebar Beatrix glücklicher als sie. Ihre Mühe sollte wieder zu Schanden werden, an

alle Fälle glaubten sie gedacht zu haben, aber an einen dachten sie nicht. Hätten sie jetzt ihr ins Auge geblickt, eine Ahnung würde ihren Eifer niedergehalten haben. Die Herzogin versenkte sich in Vinci's wunderherrliche Schöpfung, aber plötzlich konnte sie nicht mehr sehn und verbarg ihr Antlitz in den Schleier. Trostreich sich zu ihr neigend, klopfte ihr Moro auf die gesenkte Schulter. „Wenn ich sterbe," flüsterte sie ihm zu, „so begrabt mich in diesem Kloster." „Das ist ja Vater Vincenz!" rief mit schallendem Gelächter der kleine Max und Franz stimmte ihm von Herzen bei. „Wenn auch das Haar anders aussieht, so ist es ganz seine jüdische Nase, ganz sein vorstehendes Kinn." Die Andacht der Beschauer wurde durch die Worte der Herzogin, so wie durch die der Kinder auf gleich schmerzliche Weise gestört. Sie durchschnitten die Saiten des Busens, die von der Harmonie des Meisterwerkes wiedertönten. Beruhigende Hoffnung und feierlicher Ernst war

es, die es predigen sollte. Leonhard bat da seinen Freund Vimercati zur frommen Erweckung alles zu erklären, was er bei der Erfindung beabsichtigt habe, und dieser sprach in solcher Weise:

„Der göttliche Dulder, der zum letzten Mal unter seinen Jüngern sitzt, spricht mit mildem Ernst die Worte aus, die auf der einen Seite des Tisches theils Überraschung, theils Schmerz, auf der andern theils Furcht, theils Haß erregen, denn unter ihnen selbst lauert der Verräther. Hier sind es Bartholomäus, Jakob der jüngere und Andreas, die am Ende der Tafel zweifeln, ob sie recht gehört haben. Der eine ist aufgestanden und strebt, auf die Arme gestemmt, sich vorzubeugen, der andere will mit aufgehobenen Händen das Schreckliche, das er nicht zu fassen vermag, von sich abwehren. Die folgenden drei Apostel haben die Worte wohl verstanden und Schmerz bewegt sie tief. Die Bosheit selbst verliert die Fassung bei der All-

gewalt des Gefühls. Voll jungfräulicher Reinigkeit faltet der Schoosjünger in stiller Ergebung die Hände. Er wagt nicht die Augen aufzuschlagen, sich in der Seele des Undankbaren schämend. Petrus mit dem Messer in der Rechten fährt hinter seinem Nachbar hin, er der klügste in der Gemeine verlangt Rath und Trost von Johannes, dem vertrautesten des Herrn. Mit ungewissem Blick schaut Judas zu dem Heiland. „„Rabbi, bin ich es?““ will die Lippe rufen, die ihn bald durch einen Kuß den Feinden ausliefern wird. Je mehr in seiner Linken ihn die Silberlinge brennen, desto krampfhafter drückt er den Beutel zusammen. Ihnen gegenüber drücken Thomas, Jakob der ältere und Philippus Besorgniß und Bangigkeit aus und sie flehen den Verrathenen, sich um seiner, um der Menschheit willen zu retten. „„Dir ist es leicht.““ sagt der Jüngling, der an die eigene Brust sich fassend ihn an seine Unschuld mahnt, der bärtige Greis

schaut mit ausgebreiteten Armen nieder und scheint die Gefahr im ganzen Umfange zu ermessen. Die drei letzten in der langen Reihe glühen vor Rache gegen den Treuvergessenen. Ihr Argwohn trifft den rechten und dieser deutet verstohlen auf ihn mit dem Daumen, jener streckt offen die beiden Arme nach ihm hin. Wie die Aufregung der Tischgenossen unsern Blick hin und herzieht, wie der Ausdruck wechselnder Gefühle uns ergreift, wie alles Leben und Bewegung ist, in der unerschütterlichen Ruhe des Erlösers finden wir uns immer wieder, der zugleich Opferpriester und Opferlamm stets mit Himmel und Erde versöhnt und uns lehrt, Schicksal und Tod zu verachten."

Wunderbar getröstet blickte Frau Beatrix in freier Erhebung zu dem Liebesmahl. Moro zog den bescheiden zurücktretenden Künstler hervor und drückte ihm die Hand, der Freund dem Freunde. Mit stummem Dank reichte ihm auch seine hohe Beschützerin die Rechte. „Es

thut noth, Meister Leonhard," hub darauf der Herzog an, „Euch fest zu halten, damit Ihr nicht der Einladung des Königs Karl folgt und nach Frankreich geht. Von heute ab betrachtet Euch als ein Mitglied unserer Familie und theilt mit uns Kost und Wohnung." Niemand war solcher Huld würdiger als Leonhard. Da ihm sein Gehalt, das 200 Dukaten betrug, ausgezahlt wurde, vernahm er, daß dasselbe gleichzeitig erhöht wäre.

---

Schneller als Leonhard erstritt sich Karl VIII. die Siegespalme. Wie jener für Mailand, war dieser die Bewunderung für ganz Italien und nicht weniger für Frankreich, Deutschland und Spanien. Wie viel war nicht in so kurzer Zeit geschehen, welche unübersehliche Bilder entrollten sich vor den Augen der staunenden Welt, während daß im Dominikanerkloster das Abendmahl vollendet war! Von dem Tage ab, da

der König Pisa verließ, bis zu dem, da das römische Volk ihm die Schlüssel der Stadt überreichte, waren nur wenig mehr als zwei Monate verflossen. Nicht mit Waffengeräusch, denn wie überall wurden die Franzosen als Freunde aufgenommen und hielten daher dem Befehl gemäß die Lanzen friedlich niedergesenkt, sondern mit klingendem Spiel zogen sie in die Hauptstadt der Christenheit Wenn der Papst, als er sich aus der Engelsburg hervor in den Vatikan wagte, der Alexander in der Tiara zu dem glorreichen Alexander in der strahlenden Rüstung, auf Fuß- und Handkuß gerechnet hatte, so irrte er sich höchlich. Auch ohne seinen Segensspruch schien unzertrennlich der Sieg an des Königs Tritte gefesselt. Durch sein bloßes Ansehen (man nehme das Wort, wie man wolle) bewältigte er alles. Die Flammen der Empörung waren das Freudenfeuer, mit dem die Neapolitaner den neuen König empfingen, da der ihrige aus Furcht,

mehr vor den Unterthanen als den Feinden, davongeflohen war. Der Übermuth wuchs mit dem Glanze beständiger Eroberungen. Ein Aufhalten des Stroms erschien als unmöglich. Wenn jugendliche Begeisterung, für alles Außergewöhnliche schwärmend, den Franzosen zu dem vielen stets neues Glück wünschte, so war die ernste Weisheit, die an die Zukunft dachte, mehr als besorgt darüber, was daraus entstehn könnte. Die Türken waren aufgegeben. Nur die Unterjochung Italiens beschäftigte die Fremdlinge. Gepeinigt von bitteren Vorwürfen, schlug sich Moro oft an die Stirne, daß er die Gäste eingeladen, die über lang oder kurz die Wirthe von der eigenen Tafel vertrieben. Boten, die beständig vom französischen Hauptquartier nach Paris an den Grafen Ludwig von Orleans gingen, ließen nichts anderes erwarten, als daß noch mehr Heeresmassen Italien überschwemmen und in die, ihren Herrschern entfremdeten, Reiche eine andere Ordnung einführen würden.

Was Moro von Karl VIII. fürchtete, war seinem Nachfolger aufbehalten. Dieser war zwiefach bewaffnet mit einem französischen Schwert und einer italienischen Besitzurkunde. Auf Mailand war sie ausgestellt und von Mailand her der rechten Hand zugekommen. Des Priors Schützling, der verschlagene Jachomo, hatte sie entdeckt und zur gelegenen Zeit nach Paris gebracht, um den Namen eines gemeinen Diebes durch den eines Hochverräthers zu adeln. Nachher erfuhr man, daß er auch schon früher die Mühe im Archiv sich bezahlt zu machen gewußt hatte. Karl's Anwesenheit in Mailand brachte ihm keinen andern Nutzen, als die Gelegenheit, sich Reisegeld zu stehlen. Hätte er sich ihm nähern wollen, so wäre zu leicht seine Tücke erkannt. Er begab sich daher nach Frankreich mit einem Brief, der mehr als jede Empfehlung ihm Zutritt zu den Höchsten verschaffen mußte, um für den höchsten Preis seine Heimat zu verhandeln. Die Urkunde rührte von

Johann Galeazzo Visconti, dem Begründer des Domes, her. Dieser hatte seine Tochter an einen Grafen von Orleans vermählt und festgesetzt, daß, so bald die männliche Erblinie der Visconti erlösche, der Besitz von Mailand auf das Haus Orleans übergehen solle. Der Fall war eingetreten, als Franz Sforza die natürliche Tochter des letzten Herzoges Visconti heimführte. Nicht minder ehrgeizig als Karl VIII. war der Graf Ludwig von Orleans. Die Echtheit der Schenkungsakte ward bestätigt und wie Isabelle in Ludwig Moro sah er in den Sforzas die Usurpatoren seines rechtmäßigen Erblandes. Zur Einnahme desselben gerüstet, hatte er kein Gehör für die mailändischen Rechtsgelehrten, die die Ungültigkeit dadurch zu beweisen glaubten, daß Mailand stets kaiserliches Reichslehn gewesen und demnach eine Erbverschreibung nicht ohne Genehmigung des deutschen Oberhauptes statthaft sei.

Karl dachte in Neapel nur an Lustbarkeiten, Tänze und Reiterspiele, Moro an Ernsteres, an

die Sicherheitsstellung der Heimat, wenn auch die Theilnahme an dem Aufbau der Kunst seine ganze Seele zu erfüllen schien. Gemeinschaftliche Gefahr schafft Freunde, dies bewährte sich hier. Ein heiliger Verein, so nannte man das Bündniß zur Vertheidigung des Herdes gegen auswärtige Macht, ward zwischen Mailand, Venedig und dem Papst geschlossen. Alles ward auf das Geheimste betrieben. In Venedig, wo im Rath der Zehn die Verhandlungen zum Abschluß kamen, überraschte die Kunde davon den französischen Gesandten daselbst dermaßen, daß er den Verstand verlor. Anders nahm sie der König auf, der im Arm schöner Neapolitanerinnen sie als Fastnachtsscherz belachte. Als er zum Heimzuge sich rüstete, fand er es nicht anders, als er es sich gedacht. Das heimtückisch feindselige Land zog bei seinem Erscheinen friedfertig die Krallen ein und that um so mehr freundlich, da er es nicht gegen den Strich zu streicheln sich vermaß. Warum sollte er es, da der Kirchenstaat und

Rom ihm die Thore wieder öffneten und der heilige Vater, dem die Engelsburg nicht fest genug zu sein schien, sammt den Soldaten nach Perugia entwich? Nur eine angenehme Abwechslung bot es dar, daß in Toscanella ein beherzter Befehlshaber durch seinen Muth der schwachen Kraft das Fehlende zu ersetzen meinte und sich zur Wehr stellte. Die aufgezogenen Schleusen schwemmten das lächerliche Wehr hinweg und die Franzosen betrauerten, daß nicht mehr als 600 Mann die Wahlstatt bedeckten, die Grabstelle von Toscanellas ganzer Größe. Ohne Schwertschlag ging es bis Siena, bis Pisa. Nichts mehr glaubte jetzt der König zu fürchten zu haben, da Florenz französisch gesinnt war und Ludwig von Orleans Zeit gehabt hatte, ein Heer gegen die mailändisch-venezianische Macht aufzubringen. Allein er sollte nicht Italien verlassen, ohne eine Probe des Heldenruhms zu liefern, die ihn all der hochtönenden, ihm im Voraus freigebig gespendeten,

Ehrennamen würdig machte. Am Flusse Taro stellten sich die Verbündeten auf, um den von den Bergen herabkommenden Franzosen einen furchtbaren Empfang zu bereiten. Wenn diese auch durch das Geschütz, durch die Heeresmassen im Vortheil standen, so überwog denselben weit die günstige Stelle, die jene einnahmen. Auch die Kunde von dieser Rüstung störte nicht den Gleichmuth des Königs, um so weniger als der Herzog Moro ihn heimlicher Weise wissen ließ, wie er nur gezwungen dem Bunde beigetreten sei aus Furcht vor dem venezianischen Löwen, dessen Flügel den Flüchtigen ereilt, dessen wüthige Kralle den Widerstrebenden zerrissen haben würde. Mit der Geschicklichkeit, mit der Karl's Arm sich zum Reihentanz wandte, ergriff er jetzt den Feldherrnstab. „Mir nach!" dieser Ruf entflammte zu gleichem Wetteifer den bewährten Kriegsmann und den Ehre verlangenden Jüngling. Dem Muth ebneten sich die unwegsamsten Straßen, lichtete

sich das unheimliche Waldesdunkel und der regenvolle Herbsthimmel. Die Nacht brach früher an als sonst, da die im Eilmärschen heranrückenden Soldaten den Fluß sahen, dessen Wellen sich von ihrem Blut röthen sollten. Ein furchtbares Gewitter stieg auf. Ein Sturzregen schien das Wasser aus der Uferumwallung drängen und die Erde unter den Füßen wegschwemmen zu wollen. Nur hin und her sich durchkreuzende Blitze, von Donnergeprassel begleitet, erhellten das grause Naturschauspiel. Der wohlgemuthe Herrscher hieß den Wetterstrahl willkommen, weil er mit die Bäume fällen half zur Befestigung der Brücke, zum Bau von Fahrzeugen. „Erst das Geschütz und dann den König!" befahl er, als beim Erglühen der ersten Morgenröthe unweit der Stadt Fornova an den Uebergang gedacht wurde. Und so geschah es. Unter einem Schutz von Kriegern wurden die Mörser übergesetzt, der dem entsprechend war, den diese gewähren sollten. Der König, Reiter und Roß ganz mit Eisen

überdeckt, kam in heiterer Stimmung an das jenseitige Ufer. Ihm zur Seite ritten Graf Gaston de Foix und Johann Jakob Trivulzio, ein mailändischer Held. In Neapel war er mit einem Zuge treu ergebener Krieger zu den französischen Fahnen gestoßen, da das Vaterland ihm nicht genug des Waffenruhmes darbot. Die Venezianer, den Oberbefehl führte Franz Gonzaga, Herr von Mantua, glaubten erst, als sie sahen, wie die Kugeln aus tausend Feuerschlünden eine weite Bahn durch die dichten Reihen brachen. Trivulzio, um des neuen Herrn sich werth zu zeigen, stürzte sich auf die mailändische Reiterei. Sanseverino schäumte vor Rache und Wuth, dem Angreifenden den gerechten Lohn zu geben, allein, die er führte, wichen zurück, da sie Landsleuten gegenüberstanden. Sanseverino hieb mit dem Schwert, anstatt in die Feinde, in sie ein, um sie Gehorsam zu lehren. Des Turniers nicht vergessend, hob der herbeieilende Gaston de Foix den

Feldherrn aus dem Sattel. Geschützt durch den Panzer, verlor er durch den Sturz und für kurze Zeit die Besinnung und er dankte ihm sogar das Leben. Wie viele Rosse auch mit den Reitern niedersanken, das seinige stand, gewohnt stets die Spitze zu behaupten. Es hielt Wache über den gefallenen Herrn, den, nachdem alle Kampfgenossen niedergehauen waren, Kriegsknechte unversehrt dem Getümmel entzogen. In der Schlacht bei Fornovo war es, wo die Rosse durch Beißen und Schlagen wüthend gegen einander stritten, die Füße mit einander verschränkten und die Zähne sich gegenseitig in die feisten Hälse bohrten, als sollten sie die Ehre zweier Nationen entscheiden. Glücklicher als die Mailänder waren die Venezianer, doch war ihr Stand mehrmals schwankend und zweifelhaft, besonders als dem König das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde und dieser, nicht mächtig des Rachegefühls, den heiligen Dionysius anrufend, niederspringend, mitten in die Schlacht rannte und

wie ein gemeiner Krieger das Schwert gegen die Feinde zückte. Zwei Stunden währte das Morden und in jeder wurden mehr als tausend Leben geopfert. Wunder der Tapferkeit drängten sich, um die kurze Frist durch Bedeutsamkeit zu verlängern. Unter den Mailändern rang sich aus seiner Unscheinbarkeit Bernardino da Corte hervor. Wie mit Zauberwaffen versehn, erschien er unverwundbar und unwiderstehlich. Aus dem dichtesten Pulverdampf kam er unversehrt zum Vorschein, der dichteste Feindeshaufen öffnete sich seinem Schwert. Er erkämpfte sich Ruhm und Moro's Vertrauen. Wie Löwen stritten die Niedrigsten des Heeres und dachten das Wort des Eides durch die That zu bekräftigen. Nur mit dem abgehauenen Arm ließ der Soldat das Schwert fallen, nur mit dem Leben gab der Fähnrich die Fahne auf, wenn er sich nicht sterbend in sie gehüllt hatte, denn nach dem Kriegesgebrauch jener Zeit war ihm feierlich geheißen: wenn Euch die eine Hand

verwundet wird, so ergreift die Fahne mit der andern; wenn Ihr beide Hände verliert, so faßt sie mit den Zähnen; wenn diese Euch ausgeschlagen werden, so wickelt Euch in sie ein und laßt lieber Leib und Leben denn sie. Grausenvoll nahm sich die Ebene aus, die die Todessichel mit Hügeln von Leichen bedeckte. Bei gleichem Verlust rühmten sich die Franzosen und die Italiener des Sieges, diese hatten große Beute gemacht an Wagen, Geschützen, Zelten und Kostbarkeiten, jene sich den Durchzug erstritten.

In Venedig und auch in Mailand wurden Feste gefeiert. Man achtete die überwundenen Feinde, doch vergaß man nie zu erwägen, daß ihr Feldherr, der sich am meisten ausgezeichnet, Trivulzio, ein Mailänder wäre. Alt und Jung sprachen von nichts anderem als den Heldenthaten am Taro. Die Greise wurden nicht satt, sich alle Einzelheiten schildern zu lassen, die denen selbst, die um das Kriegshandwerk wußten, neu und außerordentlich erschienen, das

Spiel der Knaben auf den Straßen drehte sich lange nur um die gefährlichen Stellungen, die dieser oder jener Held im Kampfe behauptete, die Künstler sahen für eine Weile von den Kirchenbildern und den Göttergestalten hinweg, um aufzuzeichnen, was die schlichteste Beschreibung sogleich als fertiges Bild dem Griffel lieferte. Leonhard da Vinci, der Freund alles Ritterlichen, war wahrlich nicht am wenigsten von den wunderbaren Vorgängen jener Schlacht ergriffen. Es trieb ihn, ein Reitergefecht zu entwerfen, bei dem die Rosse sich in ungestümer Kampflust nicht weniger als die Krieger auszeichnen. Eine Standarte ist der Preis, um den gerungen wird. Der eine, sie unten am Schafte haltend, gedenkt im hastigen Davoneilen sie den Gegnern zu entreißen, er sieht nicht, daß die Stange bereits zerbrochen ist. Auf den Glücklichen, der den Theil mit dem Fahnentuch hält, stürmt ein dritter Streiter mit gehobenem Schwerte ein. Wie Mann dem Mann, will

auch Roß dem Rosse den Sieg streitig machen. Mit verschlungenen Vorderfüßen packt das eine dem andern wüthend mit den Zähnen in den Hals. Diese höchst ausdrucksvolle Gruppe, ein Leben in höchster Anspannung, ein Feuer im kühnsten Aufschwung, verdiente es, daß sie Leonhard in einem Schlachtgemälde anbrachte.

Im Kirchenstaat und in Neapel waren die Franzosen bald vergessen. Wie die Verwüstungen des Vesuvs alsobald ein heiterer Aufwuchs grün und üppig verhehlt, so kehrte in Neapel die alte Ordnung zurück. Der vertriebene König wurde in sein Erbland wieder von den Seinigen eingeführt, die an der Fremdherrschaft nur zu schnell den Geschmack verloren und die französische Besatzung mit dräuender Gewalt aus dem Tempel hinausjagten. Auch in Rom sprach der Papst wieder seinen Segen nach wie vor. Auf Oberitalien und vornehmlich auf Mailand ruhte seit der Einladung des Königs Karl's VIII. ein schwerer Fluch. Ludwig von Orleans, ein En=

kel einer Valentina Visconti, forderte die Räumung des Herzogthums Mailand, das ihm gehöre. Ohne dem Moro, der sich über die Gültigkeit des Anspruches lang mit Rechtsgelehrten berieth, Zeit zu einer Erklärung zu vergönnen, drang er ins Mailändische ein. Ihn beseelte derselbe Ehrgeiz als seinen Vetter Karl und das Waffenglück, dem einen abhold, lächelte dem andern. Die Überraschung über das feindselige Auftreten verwandelte sich in Bestürzung bei den Mailändern, da Ludwig von Orleans unter dem Vorgeben, dem verrathenen Könige zu Hülfe zu eilen, Novara mit seinem festen Bergschloß eroberte und jetzt die Hauptstadt der Lombardei trotzig zur Vertheidigung auf Leben und Tod herausforderte. Moro's Heil war es, daß die Venezianer nicht den Sieg am Taro verfolgten, daß er in Beatrix, der treuen Gefährtin in guten und bösen Tagen, ein Weib besaß, das auf den Besitz der Herzogskrone, wenn sie ihr nicht zukam, sich ein Recht zu

erwerben wußte. Beatrix, festen Blicks die Gefahr ins Auge fassend, entsagte der Bangigkeit, mit der ihr Zustand sie erfüllte. Über der Zukunft des Herzogthums vergaß sie der eignen. Nicht gewöhnlichen Muthes sich bewußt, dachte sie an das Wandgemälde im Dominikanerkloster und sie wollte Den nicht verleugnen, der in verhängnißvollster Stunde Ruhe und Fassung sich bewahrte. Leonhard's Erfindung predigte ihr Trost und sie zagte nicht mehr. Wie sie mit Erhebung und Andacht das Abendmahl betrachtete, so auch die Zeichnung des Reitergefechts, das zu beherztem Widerstand mahnte. In Leonhard ehrte sie den treuergebensten Diener, in dem Diener den Freund von Rath und That. Oft verlöscht die Nähe den Heiligenschein, aber seine Größe wuchs erst recht im Schatten vertrauensvoller Liebe. Kein Wunder, daß er die Gebieterin verstand, die ernst und sinnig, aber freudig stark dem Gedanken an das Bevorstehende folgte. Wenn sie ihn groß

mit den Augen maß, so wußte er, daß sie die Tiefe der Gräben, die Höhe der Wälle von Novara erwägte; wenn sie, mit der Spindel beschäftigt, ein über das andere Mal den Faden zerriß, so sah er, daß sie ein Schwert zu regieren glaube. „Meister Leonhard,“ sprach sie einst in einer einsamen Stunde, „damit Ihr mich nicht stets umsonst nach Befehlen fragt, so heiße ich Euch alle Mittel aufwenden, um die Gegend um Novara zu untersuchen, damit Ihr Vorschläge thun könnt, wie die Bergfestung einzunehmen sei.“ „Kann ich das?“ lispelte scheu der Künstler. „Erinnert Euch,“ nahm sie wieder das Wort, „daß Ihr in dem Brief, in dem Ihr Eure Geschicklichkeit meinem Hausherrn empfahlt, Euch anheischig machtet, die Mauern des festesten Ortes zu sprengen, Minengänge anzulegen, Brücken zu bauen zu unfehlbarer Eroberung, und ich kenne Euch, daß Ihr nicht mehr versprecht, als Ihr halten könnt. Darum rüstet Euch zur Reise noch heute, noch in dieser Stunde.“

„Kann ich das, ohne Aufsehen zu erregen?“ wandte er ein. „Warum nicht?“ fragte sie. „Beauftragte Euch nicht der Herzog das Flußgebiet des Tessin zu vermessen zur Ausführung der beabsichtigten Wasserleitung?“ „Die Staatskasse ertheilte mir noch nicht die Vollmacht,“ erwiderte er. „Meine Privatkasse mag Euch diesmal genügen.“ Sie sprach es und schloß ein zierliches Behältniß auf, aus dem Perlen und Edelsteine, zu dem kostbaren Schmuck vereinigt, entgegenglänzten, die sie als Brautgeschenk und Heiratsgut empfangen. „Verkauft,“ sagte sie, „all diese Herrlichkeit und gebt mir dafür den Stadtschlüssel von Novara zu verwahren, der mir und dem Herzoge als schöner erscheint, denn die unnützen Steine.“ Zweifelnd und verlegen vorher, war Leonhard jetzt bereit, alles zu thun und zu prüfen, da sie ihn der Genehmhaltung des Herrn versicherte. Die Art, wie er sich verabschiedete, hatte für Beatrix viel beruhigendes.

Der Marchese von Mantua gab als Grund an, warum er nicht den Sieg verfolgte, den er über den König Karl erfochten, daß die vereinten Waffen gegen Ludwig von Orleans zu wenden seien. Wie er den einen Demuth gelehrt, wollte er den andern in die Schranken der Bescheidenheit zurückweisen. Der Herzog Sforza drang auf Eile. Allein die siegestrunkenen Venezianer waren anderen Sinnes. Sie nahmen sich Zeit, Feste zu feiern, indem sie ruhmredig erklärten, daß der neue Triumph ihnen nicht entgehen sollte. Während dessen war durch List das Bergschloß Novara an den Feind übergegangen, das für das festeste Bollwerk des mailändischen Gebietes galt. Das Heer der Verbündeten war zu einer offenen Feldschlacht gerüstet, keineswegs aber um den Winter vor einer Festung zu liegen. Die Feldherren beriethen sich jetzt, was zu thun sei. Der eine Theil wollte nach Hause gehen, um bei günstiger Jahreszeit einen neuen Feldzug

zu eröffnen, der andere den Wällen gegenüber das Äußerste wagen, um durch Gewalt die Kühnheit zu brechen. Indem die Heeresabtheilungen sich langsam fortbewegten und jeder Schritt in zögernder Trägheit die Frage aufwarf, ob vor oder zurück, blieb, wie oft sich auch Führer an diesem oder jenem Ort versammelten, um einen Beschluß zu fassen, immer die Antwort aus. Je mehr hin und hergesprochen wurde, desto mehr fielen die Wünsche auseinander, das Feuer des Streitens ging in feindselige Heftigkeit über und jeder vertheidigte seine Meinung als eine Ehrensache. Täglich sollte es zur Entscheidung kommen, es wurde hin und hergestritten, bis die Nacht mit den Kampfsmüden auch den guten Vorsatz in Schlummer wiegte. Heere waren unterwegs von Venedig, Mailand und der Schweiz, die heute den Befehl erhielten, in Eile vorzurücken, morgen, zu rasten und ferneren Bescheid abzuwarten. Ludwig von Orleans fand Zeit, sich immer

sicherer in dem Felsenneste einzurichten. Nicht ohne Spott sahen die Franzosen nirgend Krieg als im heiligen Verein und mit nicht geringerer Ergötzlichkeit vernahmen sie, wie der sonst furchtsame Papst jetzt bei Androhung des Bannes ihnen binnen zehn Tagen die Räumung Italiens anbefohlen. Zum ersten Mal sah sich Moro ohne Rath und Trost. Sein Ingrimm grenzte an Verzweiflung. Ein Cäsar, wollte er den Rubico überschreiten, denn die Franzosen im Besitz der Festung dulden, hieß, wie er erklärte, die Schlange am Herzen ernähren. Er stellte vor, er bat und flehte, er scheute keine Demüthigung, kein Opfer, um seinen Zweck zu erkaufen. In der Versammlung schalt er die Franzosen freche Kronenräuber, die über lang und kurz den letzten Funken des Römergeistes zertreten, den schwächsten Schatten italienischer Freiheit vernichten würden, gleichzeitig aber sandte er heimlich Boten an den König Karl, um ihn durch Versprechungen zum Frieden zu

bestimmen, unter Versicherung steter Freundschaft, ohne die, wie er es wohl bedenken möge, in der Schlacht am Taro keine Rettung möglich gewesen wäre. Der Marchese von Mantua hatte nicht durchgreifende Macht genug, um als Oberbefehlshaber aufzutreten, und fühlte sich um so gebundener, als die Republik Venedig ihm freie Hand ließ und ihm dadurch bei einem unglücklichen Erfolge die Verantwortlichkeit zuschob. Zu einem anberaumten Tage fanden sich alle Heerführer in Vercelli zusammen. Von dieser Versammlung, die die letzte sein sollte, machte er die Beschlußnahme des Folgenden abhängig. Sie begann. Jeder setzte sich vor, durch ein gehaltenes Wesen seine Meinung für alle überzeugend darzustellen. Dem feierlichen Anfang folgte bald ein unheiliger Lärm. Die reichste Flut der Rede vermochte nicht die Widersprüche zu überströmen, die als Steine des Anstoßes emportauchten und sich bald von schäumender Wuth umbraust sahen. Spott

und Hohngelächter, Ehrenkränkung und Beschimpfung erlasen sich wiederum zum Tummelplatz des frechsten Muthwillens die Stätte, wo die Weisheit walten sollte. Die Stimme des Gemäßigtsten, das Wort des Oberbefehlshabers verhallte ohne Wiederklang. Da that sich plötzlich die Thüre auf. Ein Weib mit langsamen, aber sichern Schritten trat ein und mit ihr Stille nach dem Sturm. Der Graf Herkules von Este, der Herzog Sforza wollten nicht ihren Augen trauen, als sie in der kühnen Frau ihre Tochter und Gattin erkannten, die mit den beiden Söhnen an der Hand sich unter den Kriegern zeigte, die das Beschwerliche der Reise ungeachtet der Unbehülflichkeit nicht gescheut hatte, nicht das Auffallende des Erscheinens ungeachtet ihrer Bescheidenheit. Nicht weniger erstaunt waren die anderen Versammelten, die bei ihrem Anblick des Streits und des rauhen Tones vergaßen, wetteifernd bemüht, ihr den bequemsten Sitz darzubieten. Sonst

war es Sitte im Krieg, daß die Frauen, die aus Zärtlichkeit zu den Männern und Vätern mit ins Feld zogen, von den Orten fern blieben, wo der Ernst die verhängnißvollen Würfel prüfte. Aber bei ihrem Nahen drückte sich nirgend eine Befremdung aus. Nicht die Sehnsucht zum Gatten und Vater leitete sie, sondern ein Höheres, dies gewahrte jeglicher. Wer nie diese Stirn gesehn, der las deutlich auf ihr Gedanken, die mit dem Heil der Unterthanen sich beschäftigten. Im zierlich geordneten Gewande stand sie unter den Helden in glänzend stählernen Harnischen, aber auch sie war wohl beschützt durch die hoffnungsvollen Knaben an der Hand, durch das Kind, das unter ihrem Herzen wachte, wie denn auch ein Ehrfurcht gebietendes Ansehn sich um ihre Jugend verbreitete. Sie ließ sich in einfacher Rede vernehmen und entzündete hier die Herzen zum Beifall, dort brachte sie den ankämpfenden Widerspruchsgeist zur Ruhe. Sie erklärte, daß

sich mit ernstem Willen stets die Zuversicht des Gelingens verbinde, und daß diese keine Verlegenheit in den Mitteln entstehen lasse. Mit Catonischem Nachdruck sprach sie das Wort Zerstörung aus und statt Gründe zu häufen, nannte sie den Namen Novara und schloß mit Novara wie mit einem beglaubigenden Siegel den Aufruf zum muthigen Angriff. Bei ihren Worten blitzten die Augen der schnell erregten Knaben, als wenn Schwerter in ihrer Hand blitzten. Merkwürdig genug war jetzt der Herzog Sforza stumm, wie beredt er vorher die Belagerung Novaras dargestellt hatte als das, was vor allem noth thue, stumm die überlauten Venezianer, die auf das Abwarten einer günstigen Gelegenheit drangen. Beatrix sah im Kreise lange fragend umher, dann rollte sie einen Plan von der Umgegend Novaras auf und zeigte, daß die Verbündeten an dem Orte Alle-Mugne sich zu sammeln hätten, daß bei Bogardi das Flüßchen, das der französischen

Besatzung Wasser zuführe, abzugraben sei und ihre Ergebung, so unerschütterlich auch die Felsenwände erschienen, erzwungen werden müsse. Schweigend verließ darauf die Herzogin den Saal in der Überzeugung, daß die Karte Stoff genug zur Berathung darböte und die Erklärung in sich schlösse.

Die als Kriegesgöttin in Vercelli Scheu erregte, brachte die Beglückung des Friedens zurück in Mailand und in das herzogliche Schloß. Sie hatte es von ihrem Gatten gelernt, das Beunruhigende einer Erwartung in ihrer Brust zu verschließen und durch scheinbare Unbefangenheit die arglose Freude um sie zu erhöhen. Wie harrte sie mit klopfendem Herzen der ersten Kunde entgegen, die ihr den glücklichen Erfolg ihres wohl bedachten Unternehmens meldete. Sie gelobte, keiner Furcht sich hinzugeben, wenn diese beseitigt wäre. Ein Bote kam mit der Nachricht, daß die Heere aufgebrochen, ein zweiter mit der, daß sie in Alle=

Mugne versammelt wären. Wie oft, so verbündete sich auch diesmal mit dem muthigen Entschluß die Gunst des Zufalls. Ein bösartiges Fieber raffte in Novara die Franzosen hin. Ihre Zahl verminderte sich, doch war sie zu groß für das täglich knapper werdende Wasser, denn die Abgrabung zeigte sich bereits als wirksam. Kein Landmann hat je bei alles rings ertödtender Dürre inbrünstiger den Himmel um Regen angefleht, als Ludwig von Orleans. Beatrix schien bis dahin alle Bangigkeit, die sie früher um ihrer selbst willen erfüllte, dem Feinde überwiesen zu haben. Jetzt wandte sich ihr Blick, der hoffnungsfroh in die Ferne gesehn, wieder trübe zurück zu dem eigenen Schicksal. Die Entfernung des Gatten, den sie sich nicht nahe wünschen mochte, flößte ihr die höchste Angst ein. „Es geht ja alles gut!" sagten ihr die Söhne, wenn sie die Mutter überraschten, wie sie, unbelauscht sich wähnend, trostlose Thränen vergoß. Wohl verbarg sie

sich manchmal in dem grün verhängten Zimmer, wo die Schmerzensstunde ihrer wartete, aber vor Beklommenheit nicht Rath und Hülfe wissend, trieb es sie hinaus, in die Gemächer des Herzogs. Die Waffenstücke, die den Wänden zum Schmuck dienten, die Briefschaften, die Plane, die den Tisch bedeckten, flößten ihr Kraft ein, zu schaffen und zu wirken, so lang es ginge, zu stehn und zu dulden, wenn es sein müßte. An dem Schreibtische sitzend, fiel ihr Auge auf einen kleinen Wandschrank. Sie spielte mit dem Schlüsselbund, der an ihrer Seite hing, und verglich — wohl mußte sie über ihre Neugierde erröthen und lächeln — die Schlüssel mit dem Schloß. Oft bebte sie wie vor etwas Sträflichem zurück, allein eine Entschuldigung darin findend, daß Frauen in manchen Zeiten sonderbare Wünsche und Gelüste haben, versuchte sie es von neuem. Es gelang und die verschlossene Thüre sprang auf. Sollte sie sie wieder zudrücken, die Fächer mit den

Papieren ununtersucht lassen, sie, die der Herzog des uneingeschränktesten Vertrauens würdigte? Ein sauber geschriebenes Blatt zog sie zuerst hervor. Es war ein Gedicht. Um so weniger nahm sie Anstand, es zu lesen, als ein Staatsgeheimniß nicht diese Form wählt. Die Verse, mit dem Kehrreim Alloro und Moro, nämlich Lorber und Maulberbaum, waren folgende:

Gleichwie Apoll mit Daphne's Pracht
Strahlet Petrark im Schatten des Alloro,
Mich reizt nicht Ruhm im Blätterschmuck des Moro.
Die Sängerin freut deines Duftes sich
Und weidet sich an deinen Zweigen,
In deinen Blättern ganz verspinn' ich mich
Um keinem Auge mich zu zeigen;
Umfängt auf dir mich Todesschweigen,
Dann ist mein seidnes Bett nur weich gemacht,
Dann glänzt mir mehr als Sonnenlicht die Nacht.
Gleichwie Apoll ꝛc.

Greift Wind und Sturm nicht wie ins Harfenspiel
In deines Hauptes edle Locken,
Umwirbeln sie in brausendem Gewühl
Nicht Schloßen und des Schnees Flocken?
So mag des Leumunds Stimme stocken,
Wann über eins nur deiner Blätter wacht,
Als wär's mein eigen, meiner Sehnsucht Macht.
Gleichwie Apoll ꝛc.

Obherrschen wird dein Wuchs und himmelan
Steigst du siegprangend aus der Bäume Reihen,
Dann bin ich stolz, die gern dir Seide spann,
Den Glanz zum Staate dir zu leihen,
Des Ruhmes Preis dir zu erneuen.
O wäre mir solch Schlummern zugedacht,
Daß mir solch Glück in süßem Traume lacht!
Gleichwie Apoll ꝛc.

Die Verse waren mit Cäcilia Gallerani unterzeichnet. Beatrix las mit bleichem Erstarren. Wie mild erschienen ihr jetzt die bitteren Schmähungen ihrer Nebenbuhlerin Isabella gegen die honigsüßen Worte dieser Cäcilia! Indem sie las, fühlte sie deutlich, daß ein zwiefaches Leben in ihr stille stand. Kaum hatte sie Zeit, den

Schreckensschrank zu verschließen und die müden Füße dem Wunsche nachschleifend, sich in das Schlafzimmer zu verfügen. Sie klingelte. Alle Dienerinnen waren in angstvoller Bewegung, die eine flog zum Arzte, die andere zu der weisen Mutter, die dritte in die Küche. Alle Eile war zu langsam. Das Kind war gestorben, ehe es zum Leben erwacht war. Die Martern, die ihren eigenen Tod abwehren sollten, beschleunigten ihn nur. Laut rief die Wöchnerin die ewige Barmherzigkeit an. „Ein Knabe!" rief die Alte und Mark Anton della Torre sagte: „Frau Herzogin, jetzt habt Ihr überstanden." Sie lächelte ungläubig. Sie wußte so gut, wie alle Umstehende, daß sie noch nicht überstanden hatte, denn noch schlug ihr Herz. Wer beschreibt den Jammer des ganzen Hauses? Hier hörte man weinen und schluchzen, dort sah man ein trostloses Händeringen. Die Verzweiflung vergaß des Gebetes, das Schrecken der himmlischen Gnade. Die

plötzliche Ankunft des Herzogs machte keinen andern Eindruck als das Eintreten des herbeigerufenen Erzbischofs mit dem Allerheiligsten. Niemand war überrascht, niemand erfreut, denn die Gefahr konnte nicht abgewendet werden. Wahrlich nicht die Ahnung des Schlimmsten war es, die den Herzog in beflügelter Eile zu seiner Heimat, zu seiner Gattin zurückführte. „Was ist?" war seine erste Frage, und ohne Antwort abzuwarten, die zweite: „lebt sie noch?" Keiner Rücksicht gegen die Leidende sich bewußt, stürmte er in das Zimmer, in ein schauerliches Dunkel tretend, fand er bald das Bette der Dulderin. „Stirb nicht, Beatrix, jetzt nicht!" rief er, ihre Leichenhand erfassend, „das Herzogthum ist unser und Frieden bietet uns der Feind." Sie richtete sich auf und sah ihn an. Er verstand nicht diesen milden, hinschmelzenden Blick des halb-gebrochenen Auges. Vergib mir, wie ich dir vergebe! wollte sie sagen, aber sie konnte es nicht. Sie winkte

und ließ sich den Todesengel an die Brust legen. Moro enteilte. Nur Minuten waren verflossen, als er mit Maximilian und Franz zurückkehrte, aber es war zu spät. Ihr Mund empfand nicht mehr seinen Kuß, ihre Hand erwärmte sich nicht mehr in der seinigen. „Eure Mutter ist todt!" schrie er auf, „Kinder, Kinder, weint für mich, dem selbst der Trost der Thränen versagt ist." Mit einer Inbrunst küßte er die Lieblinge und zog sie zu sich, als wollte er an seinem gebrochenen Herzen ihre Herzen brechen. Lange begriffen sie es nicht, daß die nicht mehr leben sollte, die noch vor einer Stunde ihnen liebgekos't; als sie der fürchterlichen Wahrheit inne wurden, da wünschten sie das Loos des Todtgebornen zu theilen und mit der Mutter begraben zu werden.

---

Der Tod der Herzogin verbreitete allgemein nach einem lauten Schrei der Verzweiflung ein

dumpfes Schmerzgefühl. Man wollte es nicht glauben, daß es so sei, und als man es glauben mußte, da wandte sich der Blick in sich. Heute, sagte mancher, bin ich so gesund, als sie gestern war, die edelste der Frauen, wie wird es morgen sein? Mit ihr ist alles hin! in diesem Ruf vereinten sich viele Stimmen und eine drohende Wolke der schwärzesten Ahnung überschattete auf einmal das heitere Mailand. Keine Frühlingslust verkündigte die grüne Friedenssaat. Niemand war, der sich über die glückliche Wendung der Dinge freuen mochte.

Karl VIII. hatte selbst die Hand zur Wiederversöhnung geboten, um seinen Neffen zu retten, den in dem eingeschlossenen Novara die hohlwangige Noth den Opfern zuzugesellen dräute, die täglich seinem Ehrgeiz fielen. Daß Moro in die Anerbietungen einging, erschien dem Feinde als eine halbe Großmuth und mit Vortheilen aller Art verhieß und verbriefte er ihm in Vercelli den ungekränkten Besitz des

mailändischen Gebiets. So schien die Gefahr gebannt, die es auf den Sturz eines gesegneten Reiches abgesehn zu haben schien.

Während die schrecklichste Ungewißheit um das Schicksal Mailands schwebte, wirkten wetteifernd für seinen Glanz die fleißigen Künstler. Nachdem das Abendmahl beendigt war, sehnte sich Leonhard da Vinci die Reiterstatue des glorreichen Begründers der Sforza'schen Größe in Erz auszuführen. Hie und da ließ sich der Zweifel mit einem Anfluge von Leumund vernehmen, daß der Meister seinen Kräften zu viel zugemuthet und daß der Metallguß eines so riesenhaften Werkes nicht gelingen könnte. Leonharden brannte es, die Ungläubigen zu beschämen. Der Baumeister Bramante drang aber in ihn, wie dem Dominikanerkloster, so auch einem anderen Gotteshause seine Gunst zuzuwenden. Er wollte, daß er in der Celsuskirche male, ihr einen Schatz bereite, den einzufassen auch den stattlichsten Mauern der

höchste Stolz sein müsse. Bramante, seitdem er das Abendmahl gesehn, konnte keine Kirche schön finden, wenn nicht der florentinische Apelles sie durch eine Zierde verherrlichte. Der Herzog aber bestimmte ein anderes, als was der Wunsch dieser Künstler war. Er wollte nichts von einem Standbilde, einem Gemälde wissen, ihm lag dermalen nur das am Herzen, was zur Befestigung der Stadt dienen konnte. Durch den Kanalbau und das nach Mailand zu führende Wasser hoffte er die Außenwerke vor jedem Angriff zu verwahren. Mit glühender Lebhaftigkeit erfaßte er, was Leonhard ihm als heilbringend für Welt und Nachwelt vorgelegt. Der Plan war vorerst, die Adda fahrbar zu machen und sie dann so zu leiten, daß die Schiffe ungehemmt aus dem Comosee nach Mailand gelangen konnten, später ebenso dem Tessin von der anderen Seite her Eingang zu verschaffen, damit die Wellen des Langen Sees und des Comosees sich an der alten Eustorgius-

kirche vereinigten, eingedenk dessen, daß in diesem Heiligthume die Könige Ruhe fanden, die, aus verschiedenen Gegenden herabgekommen, vom Stern geleitet, Gold und Weihrauch dem neugebornen Herrscher darbrachten. Der Zwangspflicht entledigt, die ihm der Prior auferlegt, sollte Leonhard jetzt seine ganze Kraft auf den Kanalbau verwenden. Nach seiner Vorschrift ward schon lange daran gearbeitet. Die ihm zu Gebote stehenden Mittel wurden nun nicht verdoppelt, nein — verzehnfacht. Baubeflissene, die an verschiedenen Orten die Aufsicht führten, versammelten um sich Arbeiter aus der ganzen Lombardei. Mit jedem Tage entwickelte das überirdische Bergwerk eine größere Thätigkeit, die das reißende Wasser in bestimmte Schranken zurückwies, den Felsengrund erschütterte und bezwang. Schon konnten die Fahrzeuge, die sonst auf der Adda nur mit Mühe bis Brivio kamen, bequem ihren Lauf bis Trezzo fortsetzen, keine seichten Stellen, keine Klippen fürchtend.

Der Vater des vielversprechenden Malers Melzi war der reiche Johann Melzi, dem die Grafschaft Vaprio gehörte, die an der Adda lag. Alle Fremde fanden bei ihm eine gastfreie Aufnahme, um wie viel mehr Leonhard, der kein Fremder war. Von hier aus leitete er die Arbeiten mit zwei Kriegsbaumeistern, die in seinem Solde standen. In einem Gebäude neben der Pfarrkirche, dicht am Flusse, das zum Sommeraufenthalt der gräflichen Familie diente, wohnte der Künstler, und aus einem hoch gelegenen Fenster das Flußgebiet überschauend, überlegte er und dachte er nach, wie durch neue Erfindungen, zweckmäßige Vorrichtungen hier Menschenkraft erspart, dort die Wirkung vergrößert werden konnte. Als die Wasserleitung glücklich zu Stande gebracht war, da versäumten es nicht die Reisenden, die Vaprio besuchten, das Fenster aufzusuchen. Es war ihnen um so anziehender, als Leonhard einst in einer müßigen Stunde sein eignes

Bildniß auf die Mauer gezeichnet hatte. In wenigen Strichen war unverkennbar der Ausdruck enthalten: Es werde Licht! Es erregte sich das Wasser. Bei dem Beschauer dagegen hieß es: Und er sahe, daß es gut war.

Bramante, der seit dem Baue jenes Klosters sich einen ehrenvollen Künstlerkranz errungen, hatte ein neues Werk übernommen, um in jenen ein frisches Lorberreis einzuflechten. Die Celsuskirche sollte durch ihn einen Glanz gewinnen, der ihrem Ruhme entsprechend sei. Ludwig Moro hörte es gern, daß sein Name als der eines Hortes und Schirmherrn der Religion weit gepriesen wurde, seitdem er Maßregeln zur Förderung des Dombaues getroffen, dessen Vollendung nicht mehr bezweifelt wurde, seitdem durch das Gemälde des Abendmahls Mailand für alle Gläubige, alle Fühlende einen Glanzpunkt mehr gewonnen hatte. Wie viel mehr, da die Geistlichkeit schon damals geneigt war, einen Heiligenschein um des neuen Herzogs

Haupt zu weben, als er nach dem Tode des Neffen Galeazzo einträgliche Besitzthümer der Celsuskirche verschrieb. Das mit der Kirche verbundene Stift der Canonici beschloß, die Gaben der fürstlichen Großmuth auf den Bau zu verwenden, der im Widerspruche mit seiner großartigen Anlage alles äußeren Schmuckes entbehrte. Wer die Reihen der schönen korinthischen Säulen sah, die ein hochstrebendes Gewölbe trugen, der erkannte leicht, daß es in des Baumeisters Absicht gelegen, der Kirche ein zierliches Kleid anzupassen. Diese Sorge war dem geistreichen Bramante vorbehalten. Er legte den Bestellern eine Zeichnung vor, die Künstler und Nichtkünstler mit gleichem Beifall erfüllte. Er ordnete einen geräumigen Vorhof an, der sich bis zur Straße erstreckte, rings eingefaßt von stattlichen Hallen mit Bogen und Halbsäulen. Mit einer durchgreifenden Verbesserung des Innern in allen Theilen gab er der Eingangsseite der Kirche eine kostbare

Bekleidung von Marmor. Er sonderte sie in vier Stockwerke ab. Die Giebel über Thüren und Fenster, die Säulen und Hermen, die Verzierung durch Figuren und Bildwerke verlieh dem Bau eine überaus reiche Ausstattung. Auf der Spitze ragte die heilige Jungfrau empor, von zwei Engeln angebetet. Diese und ähnliche Statuen nebst zwei Obelisken vollendeten die Pracht. Nach seiner Bestimmung sollte zugleich, dem edeln Geschmacke gemäß, das nahe liegende Stadtthor neu errichtet werden und fortan das Ludwigsthor heißen. Das Kirchenstift und die Stadt gingen in alles ein, in dem erhebenden Bewußtsein, dadurch sich in der Gunst des Herzogs noch mehr zu befestigen. Mit Eifer ward der Bau unternommen. Er beschäftigte außer dem Meister viele fähige Jünglinge, die sich der Baukunst und der Bildhauerei widmeten. Das Thor ward abgetragen und von Johann de Busto neu aufgeführt.

Wie gesagt, hatte sich Bramante an seinen Freund Leonhard mit der inständigen Bitte gewendet, durch ein ähnliches Bild als das Abendmahl die Celsuskirche zu verherrlichen. Für ihren Hauptschmuck galt ein wunderthätiges Madonnenbild. Als der h. Bischof Ambrosius in den Altar die Gebeine des h. Celsus niederlegte, ließ er dasselbe an der Mauer des Chores malen. Das alte verfallene Kirchlein ward niedergerissen, aber der Chor mit der ehrwürdigen, doch ungestalten Zierde erhalten. Eine Madonna von erhabener Schönheit in lieblicher Zusammenstellung mit anderen heiligen Personen wünschte Bramante für einen Tempel zu gewinnen, der mit dem Dom und dem Dominikanerkloster in Pracht und Herrlichkeit wetteifern sollte. Allein der Herzog befahl und Leonhard gehorchte. Dieser konnte nur in so weit dem Freunde zu Gefallen leben, als er einen Karton zu einem Altarblatt entwarf, um ihn von einem seiner Schüler in Farben aus-

führen zu lassen. Die Erfindung ward in späterer Zeit vom Erfinder von neuem gezeichnet, denn niemand konnte er schwerer zufriedenstellen als sich selbst, denn in Schönheiten der ersten Größe, nach dem Ausdruck der Bewunderer, erkannte er Fehler. In der Mitte auf dem Bilde sitzt die heilige Jungfrau auf dem Schoos der Mutter. Ein seliges Lächeln verklärt die Züge der heiligen Anna, aber Maria ist betrübt in tiefster Seele, denn das Christuskind reißt sich von ihr los, um ein Lamm zu herzen. Sie erkennt die ernste Bedeutung, es ist der Opfertod, den der Knabe wählt. Wie Alte gut in der Ferne sehen, enthüllt sich dem weissagenden Blick der Großmutter die Rettung der Menschheit, das Heil der Welt und sie freut sich des hehren Knaben. Andreas Salai malte das Altarblatt mit der h. Anna, das herrlich ausfiel, abgesehn von der geistvollen Zeichnung, die mit ihm den Lehrer rühmte. Wenn aus Vinci's Akademie auch nur dieses Bild hervor=

gegangen wäre, so wäre ihre Anlegung gerechtfertigt.

Zu gleicher Zeit fielen die verhüllenden Gerüste von der Celsuskirche und vom Ludwigsthor, zu gleicher Zeit wurde die Schiffahrt auf der Martisana eröffnet, so nannte man die Kanalleitung der Adda, die auf dem Platze der Markuskirche in den inneren Stadtgraben strömte, zu gleicher Zeit wurde der glückliche Friede zu Vercelli geschlossen und zu gleicher Zeit verblich in Beatrix die edelste der Frauen, und mit ihr verblichen all die bunten Farben der aufblühenden Freude. Schwarze Decken bekleideten im herzoglichen Schloß die Wände des Saales und bei dem Schein der Kerzen, die das Todtengerüst umstanden, erschien das Marmorantlitz der Entschlummerten nur noch bleicher. Der Herzog, mit der Ruhe eines Weltweisen, verlangte jetzt von den Künstlern nur eine Gruft und ein Denkmal. Nach der Hochseligen Wunsch ward von ihm die Kirche

des Dominikanerklosters gewählt. Die Gruft sollte nur für zwei Särge bereitet werden und in dem einen Beatrix mit dem Kinde auf dem Arme ruhen, in dem anderen hoffte er — wie ist die zuversichtlichste Hoffnung oft nur ein Wahn! — einst seine eigene Asche zu bergen. Das Denkmal, in Gestalt eines Würfels mit einer Inschrift, dem ungetauften Kinde zum Andenken, sollte auf der Deckplatte zwei steinerne Bildnißfiguren in liegender Stellung, die Hände zum Gebet gefaltet, ihn und seine verewigte Hausfrau Beatrix tragen.

Leonhard, der in seiner Beschützerin ein Muster weiblicher Hoheit verehrte, wie keiner durch ihr Vertrauen erhoben, fühlte sich gebrochen an Leib und Seele, von der höchsten Höhe in die tiefste Tiefe hinabgestürzt. Allein er hatte wieder Kraft, als der Dichter Bernhard Bellincione ihn zur thätigen Theilnahme an der Begräbnißfeierlichkeit aufforderte. In dem Gedanken, sich noch nach dem Tode der Herrin

als ihr treuster Diener zu bewähren, lag für ihn viel des Trostes. Italienische und lateinische Gedichte flatterten umher, als alle Glocken der Wöchnerin letzten Kirchgang verkündigten. Wie verschieden sie auch waren, die ihr Beileid bezeigten, so war die Klage aller gleich aufrichtig, so trafen sie darin das Rechte und die Gesinnung des Witwers, welcher wollte, daß mit dem Todtenfeste der Herzogin vorweg die Förmlichkeiten abgethan sein sollten, die seinem eignen aufgespart wären, wie er denn alles auch für sich, als einen bereits Verstorbenen, nicht nur festsetzte, sondern auch bereitete. Der Trauerzug war so groß als ganz Mailand, Geistliche und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, Künstler und Handwerker, Männer und Frauen, Greise und Kinder, sie alle folgten der jugendlichen Landesmutter. Vor allen Kirchen, denen der Sarg vorbeigeführt wurde, waren von Leonhard Thore und Hallen errichtet, mit Säulen und wehenden Fahnen, mit Bildern und Figuren,

umflochten von reichen Gewinden. Ueber den Blumen vergaß man den Januar, aber nicht über der Pracht die ernste Bedeutung. Fahnen, Bilder und Figuren trugen auch viele aus dem Gefolge. Zwei Jünglinge in Silberstoff mit grüner Sammtverbrämung, die zunächst der Leiche gingen, nahmen sich am schönsten aus. Es waren Leonhard's Schüler, Melzi und Salai, deren Kleidung von ihm angeordnet war. Sie hielten in beiden Händen das Bild eines Löwen und eines Hundes, die in Stein am Fußende der bestimmten Grabfiguren angebracht werden sollten, als die bedeutsamsten Wappen, die Zeichen der Stärke des Mannes, der Treue des Weibes. Langsam bewegte sich die Menschenmasse fort und dennoch hatte jeder zu frühe die Friedensstätte erreicht mit der offenen Gruft. Wessen Ohr taub der Trauermusik war, die ohne Unterbrechung hallte, den erschütterte wie ein Wetterschlag das Zuschlagen der Pforten; wessen Auge von Schmerz ermüdet im Ge-

pränge nur eine Befriedigung der Neugier sah, dem entstürzte ein Thränenstrom beim Anblick des Herzogs mit den beiden Söhnen an der Hand. Mitten unter allen Einwohnern war er verwaist und seine Stützen waren die, die von ihm allein Trost verlangten. Was hätte sie den Kindern, dem Lande sein können, die drei und zwanzig Jahre alt heimging! Alle liebten, verehrten, beteten sie an und jetzt erst verstanden sie ihren Namen Beatrix. Mit Jugend verband sie Weisheit, mit Hoheit Milde wie keine zweite. Sie verdiente es, daß der Mönch Philipp aus Bergamo sein Buch über die berühmten und auserwählten Frauen, das er in ihrem Todesjahre schrieb, mit Beatrix von Este begann. Auf dem gemauerten Grabdenkmal enthielt eine schwarze Marmortafel in goldenen Buchstaben diese Inschrift:

Unglücklich Kind, weil ich das Leben verlor, ehe ich das Licht erblickte, unglücklicher, weil ich sterbend der Mutter das Leben nahm und dem

Vater die Gattin raubte. In solchem Mißgeschick bleibt mir nur der Trost, daß herzogliche Eltern Ludwig und Beatrix, Mailands erhabene Herrscher, mich erzeugten. Am 3. Januar 1497.

Wie das Stadtthor neben der Celsuskirche den Namen Ludwigsthor empfing, so bestimmte Moro, daß das Schleusenthor auf dem Markusplatz fortan das Beatricenthor genannt werde. Zur Erinnerung an sie und ihre Wohlthätigkeit ließ er es mit folgender Inschrift versehen:

Die Schleuse, unter dem Schutz der gnadenreichen Jungfrau auf einer Anhöhe angelegt, damit bei dem ungleichen Boden die Waaren hin und wieder gehen können, übergibt mit dem dem Staatsschatz zufallenden Zoll Ludwig, Mailands Herzog, zum Geschenk dem Bau der mailändischen Domkirche in dem Jahre, in dem Beatrix von Este, seine Gemahlin, verschied.

---

Als der Herzog denen, die das feierliche Begräbniß angeordnet hatten, seinen Dank zu erkennen gab, nahm er die Dienstbeflissenheit

Bellincione's noch in Anspruch zur Besorgung eines Geschäftes, zur Lösung eines Gelübdes, durch das er das Andenken an die Verklärte mehr als durch alles heiligte. Bellincione mußte sich zu einem harten Gang verstehn, zu Cäcilia Gallerani. Mit freudetrunkenem Blick nahm sie das ernste, gehaltene Wesen des Dichters auf. „Was macht der Herzog? Gedenkt er wirklich noch meiner?" rief sie dem vermeintlichen Liebesboten entgegen. Befangen, als er kam, war er jetzt in peinlicher Verlegenheit. Er schwieg, denn die weitläuftige Rede, auf die er sich vorbereitet, um mit möglichster Schonung sich seines bitteren Auftrages zu entledigen, vertrug nicht den spielend jauchzenden Ton, mit dem sie fragte. Gesammelt begann er feierlich, sie aber unterbrach ihn halb lachend, halb staunend mit dem Wort, daß sie ihn nicht verstehe, und blieb dabei, daß sie ihn nicht verstehe, wie oft und deutlich er auch den Befehl des Herzogs wiederholte, daß sie sogleich sich

nach Pavia begeben und nie nach Mailand wiederkehren solle bei Verlust des ihr ausgesetzten Jahrgehalts. Sie entließ ihn mit dem Ansinnen, den Herzog zu bitten, daß er ihr selbst sage, was er mit ihr vorhabe, um seinen Wünschen gemäß zu handeln. Da Bellincione wie verwirrt zögerte, übergab sie ihm ein Briefchen an den fürstlichen Freund. Er ging, um bald wieder zur Stelle zu sein. Er brachte einen Brief nicht von Moro's Hand, sondern ihren eigenen unerbrochen zurück. Wie anders war jetzt Căciliens Stimmung. Das Haupt auf die Hand gestützt, richtete sie das thränenvolle Auge zum Himmel, dem Zeugen ihres aufrichtigen Gefühls. „Solche Treue solcher Liebe!“ schluchzte sie laut. Mit einem Strom von Thränen badete sie den Brief, als wenn er ihr Todesurtheil in sich schlösse und Bellincione theilte ihre Empfindung, ihm war es, als wenn er ihr ein Todesurtheil überbracht habe. Selbst im Tiefsten bewegt, konnte er es

nicht versuchen, der Dulderin Muth einzusprechen. Gebeugt und zerknickt, hub sie darauf an: „Ich ehre das Wort, das mir den Stab bricht, wie das, das mich erhob und beseligte. Ich verlasse die Vaterstadt und sehe sie nie mehr wieder. Allein gefühllos wäre ich, wenn ich nicht scheidend eine Bitte wagte, die, meinem frühern Gönner ein Lebewohl zu sagen. Um diese Huld flehe ich, sonst um keine andere." Der Abgesandte ging und kehrte zurück ohne Brief, ohne den leisesten Ausdruck des Trostes in seinem gesenkten Anlitz. Jetzt, wenn sie lächelte, so gab es der Entrüsteten Bitterkeit ein; wenn eine Thräne ihr entschlüpfte, so war es nur, damit ihr Auge durch den trüben Himmel desto grellere Blitze schoß. Verzweiflungsvoller Lebenshaß zog ihre Augenbraunen zusammen. Sie ging durch das Zimmer in schnellen Schritten und athmete heftig, wie gejagt von Bosheit und Tücke. Wie vordem gerührt, war Bellincione nun erschreckt. So

viel er sprach, sie hörte nur, daß sie wie eine gemeine Bettlerin abgewiesen werde. Er sann ihr Angenehmes mitzutheilen und konnte ihr keine andere Kunde geben, als daß der Herzog im Dom das Madonnenbild von Leonhard wolle aufstellen lassen, das so lange in seinem Gemache hing, eine Auszeichnung, wie er sich vernehmen ließ, die sie nur dem Umstande beizumessen habe, daß in dem Engel sich ihr Ebenbild zeige. Zum höchsten Zorn gereizt, gebot sie dem gutmüthigen Erzähler Schweigen. Sie zitterte an allen Gliedern im Gefühl schimpflicher Herabwürdigung. „Kann ich Euch Edle einen Dienst leisten," sagte er verschüchtert, „so befehlt." Da setzte sie sich an den Schreibtisch und ergriff hastig die Feder. Auf ein Blatt schrieb sie zwei Verse, auf ein anderes einen Brief. „Bringt beides," sagte sie, „offen dem Herzog, denn zwischen ihm und mir gibt es kein Geheimniß mehr, und bittet, daß er die Reime unter das Madonnenbild setzen lasse

und diesen Zeilen hier einen flüchtigen Blick gönne.“

Jene lauteten also:

O heil'ge Jungfrau, heil'ger Sohn erhöret
Cäcilien, die euch schmückt, lobpreist und ehret.

Der Brief enthielt folgendes:

„Auch im Herzogsmantel glaubte ich noch Ludwig Moro zu erkennen, im Herzogsschlosse den Bewohner der Rocca zu finden. Die Kränze sind verwelkt, die Kunst und Gelehrsamkeit um sie wanden. Mailands Rocca ist für mich der leukadische Felsen, von dem Sappho mit der Leier im Arm sich in den Abgrund stürzte. Das Meer der Vergessenheit schlägt über mir zusammen. Ich scheide, doch keine Ferne hemmt mein Gebet, das fortan über Mailand, über Dir waltet. Sei glücklich! Aber wenn Deiner Trübsale harren, so bleibe eines, das härteste Dir unbekannt. Magst

Du es nie erfahren, wenn Du Hülfe und Trost suchst, daß Dir dessen Antlitz verweigert wird, von dem Du beides erwarten konntest."

Cäcilie gewann Beruhigung, während sie die Worte schrieb, die dem Herzog, ob er auch sofort den Brief zerriß, oft mahnend und strafend ans Ohr schlugen. Cäcilie rüstete sich zur Abreise. Als sie dies und jenes demnach zurechtstellte, ruhete auf einem Schmuckkästchen ihr nachdenkender Blick. Sie öffnete es. Nicht Edelsteine waren in ihm, sondern Moro's Briefe. Der Türkis erblindet am Finger der Geliebten, wenn der Geber treulos wird. So war auch die Freudigkeit erblichen, die ihr sonst aus den Blättern von glühender Empfindung aufleuchteten. Als wenn sich mit dem Liebesrausch kalte Ueberlegung, sich mit Feuer Wasser mischen sollte, befand sich unter ihnen Leonhard's Sonett. Jetzt erkannte sie die Wahr=

heit dessen, was sie die Glückliche sonst verlacht hatte.

Was honigsüß geschmeckt, ward oft nachher zu Galle,
Mit Thränen büßt' ich oft, was ich ersehnt mit Lust.
Darum wer dieses las, beherzige das Wort:
Daß Andern werth Du seist und Dir Dein Selbst gefalle,
So wolle jederzeit das können, was Du mußt.

Die Verse, die sie einst mit anderen Gefühlen in andere Verse umschmelzte, bewegten sie jetzt in Beherzigung ihres Inhalts zu diesem dichterischen Erguß. Sie sang und ruhiger schlug ihr Herz.

Gelöst ist Amors Binde,
Er sieht und ich erblinde —
Das Band ist aufgeknüpft,
Fliegt Blumen in die Winde —
Das Liebeshaus zertrümmert,
Ihr Vögelein entschlüpft,
Flieht Launen, flieht bekümmert,
Die lachend mich umschimmert!
Stark ist dem Mann kein Eid,

Doch stark ist Weiblichkeit
Zu dulden den Verlust —
So wolle jederzeit
Das wollen, was du mußt.

Verstummet meine Lieder
Die Hand, die auf und nieder
Sonst durch die Harfe fuhr,
Entspannt euch Saiten wieder,
Und wie der Zeiger deutet
Der angehalt'nen Uhr
Auf Stunden, die entgleitet,
So schweigt nun und bereitet
Ein Grab der Seligkeit:
Es soll in stummem Leid
Verbluten diese Brust —
So wolle jederzeit
Das können, was du mußt.

Cäcilia Gallerani ward in Pavia nachmals Gattin und Gräfin, aber je höher sie in Ehren und Ansehn stieg, desto unscheinbarer kam sie sich vor. Mitten im Glück seufzte sie, vergessen zu sein und nicht vergessen zu können.

---

Ludwig Moro, der Beglücker seines Landes, strebte es jetzt mehr zu sein als je. Nicht das Größte entging seiner Prüfung, nicht das Kleinste seinem Scharfblick. Von Rechtsgelehrten ließ er die Gesetze sammeln und zu einem Ganzen vereinigen, damit nicht durch den unbequemen Gebrauch das Gerichtsverfahren das Unrecht mehre, er vergrößerte die Anpflanzungen der Maulbeerbäume zur Förderung des Seidenbaus, er dachte die Grenzen seines Reiches auszudehnen. Seehandlung schien ihm nothwendig, um Mailands Macht gegen alle Nachbaren sicherzustellen. Klüglicher Weise wußte er den Argwohn Pisas gegen Florenz und dessen unbefugte Bevormundung zu nähren und ahnte nicht, daß das Feuer, das er schürte, endlich den Urheber selbst ergreifen würde. Venedig sah scheinbar theilnahmlos zu, um den günstigen Augenblick für sich zu erpassen und durch Pisas Eroberung Genuas steigende Größe herabzudrücken. Endlich rüstete sich der Vene-

zianer, um dem Mailänder zuvorzukommen. Moro verwarf lange als ein leeres Gerücht, was ihm seine Kundschafter hinterbrachten. „Daß die Republik mir kein Vertrauen schenkt, ist mir erklärlich, aber unbegreiflich, daß sie es mit einem Nachbar verdirbt, der ihr als sicheres Bollwerk gegen das übermüthige Frankreich dient.“ Als er nicht an der Nachricht zweifeln konnte, war er um Rath nicht verlegen. Lange hatte er sich heimlich mit dem türkischen Großherrn Bajazet verständigt und ihn gewarnt vor der um sich greifenden Macht des kriegerischen Handelstaats. Er gab einen Wink und die levantischen Besitzungen der Venezianer waren von allen Seiten bedroht. Der Rath der Zehn hielt es jetzt für angemessen, den Krieg in seinem Elemente zu führen und die Bestrafung des ehrgeizigen Herzogs einer späteren Zeit aufzusparen.

Ein Jahr war seit dem Hinscheiden der Herzogin verflossen. Es ereignete sich ein Tod,

der, ob er auch die Mailänder nicht nahe zu berühren schien, für sie von ungleich schrecklicherem Erfolge war. Die Rückwand, die sie an Frankreich hatten, fiel und der gefesselte Sturm brach auf sie los, mächtig genug, um das Oberste nach unten zu kehren. An einem hitzigen Fieber starb plötzlich der siebenundzwanzigjährige König Karl VIII. Da er kinderlos war, so betrat jetzt den Thron Ludwig von Orleans. Er nannte sich König von Frankreich und zugleich Herzog von Mailand.

---

Wenn man die Stimmung der Mailänder durch einen Vergleich verdeutlichen wollte, so würde der mit der bangen Schwüle, die einem alles rings umher erschütternden Gewitter vorhergeht, durchaus unzureichend sein. Das beängstigte Gefühl zeigt sich nur in dem flatternden Vögelein, das den Falken über sich weiß, der jeden Augenblick herabzustoßen dräut. Vo=

ten gingen hin und wieder und erhöhten mit jedem Tage die peinlichste Spannung. Man erzählte sich, wie es keinem unwahrscheinlich sein konnte, daß Ludwig Moro die dolldreiste Weisung erhalten habe, das Herzogthum dem rechtmäßigen Erben, dem König Ludwig XII. von Frankreich abzutreten. Die Erinnerung, wie gut es den Franzosen in Mailand gefallen, war frisch und lebendig. Daß mit dieser Lust sich bei ihnen eine andere, nämlich die der Rache verbände, war Niemanden unbekannt. Die Erwägung, daß die Venezianer in einem feindseligen Verhältniß stünden, daß das Verständniß mit den Türken die ganze Christenheit gegen den Herzog empörte, machte das Maß des Unglücks voll. Mit Beatrix mußten wir uns begraben lassen, wenn wir nicht das Schlimmste erleben wollten, seufzte selbst der Unverzagte.

Einen entschiedenen Gegensatz zu dem Wesen des Volkes bildete das ihres Oberhauptes.

Nichts weniger erkannte man in ihm als den trauernden Wittwer, den besorgten Vater, den bedrängten Herrscher. Mit der Freude, als wenn eine Wiedervereinigung mit Beatrix ihm vergönnt sei, ließ er überall verkündigen, es wäre mit den Venezianern ein ewiger Bund geschlossen und seine Unterthanen in Pisa sollten den venezianischen Befehlshabern wie ihm selbst gehorchen. Wohlunterrichtete wußten, daß sich die Freundschaft auf demüthige Vergleiche beschränkte, die der Herzog durch Herkules von Este als Friedensvermittler der vornehmen Republik machte. Mit dem stolzen Gefühle, als wenn Moro den Herzogshut schon auf dem Haupte der Söhne sähe, erklärte er, unbesiegbar wie die Rocca in Mailand sei nun die Festung Novara. Manche Arbeiten waren freilich mit Eifer und Anstrengung daselbst ausgeführt, allein er vergaß, daß nicht mehr als Jungfrau gefürchtet wird, die sich einmal ergab, und daß das, was der mailändischen Kriegs-

kunst möglich gewesen, wahrlich nicht der französischen unmöglich sein könne. Mit einer Beseligung, nicht als wenn Mailand den Franzosen als Erbe zufallen, sondern Frankreich dem Herzogthum zugeschlagen werden sollte, sprach Moro von wichtigen Unternehmungen, zu deren Ausführung sich ihm jetzt die geeignetsten Mittel darböten, um den Seinen ein dauerndes Glück zu begründen. Und jetzt eben sprach sich Unzufriedenheit aus, nicht allein in des Volkes Mienen, sondern auch in unverhohlnen Äußerungen. Mancher Verdienst ging ihm verloren und dagegen wurden mit rücksichtsloser Strenge neue Steuern erhoben. Zu denen, welche klagten, gehörten auch die Künstler. Obgleich der Schatzkammer ein ergiebiger Zufluß eröffnet war, so verweigerte sie Zahlungen zu leisten, die bis dahin vom Herzog für nöthig erachtet waren. Für viele, die eine Anzahl Arbeiter beschäftigten, trat die traurigste Verlegenheit ein. Leonhard da Vinci

war gezwungen an Moro zu schreiben, damit der Kanalbau nicht unterbrochen würde, nachdem sein Vermögen bis auf 15 Liren ausgegeben war. In den kurzen Sätzen glaubt man die innere Erregung des Schreibenden zu erkennen und zugleich eine edle Zurückhaltung, um nicht dem wehe zu thun, der ihm wohl wollte:

„Herr und Gönner," heißt es in dem Briefe, „wohl wissend, daß Euer Sinn jetzt mit Großem beschäftigt ist, thut es mir leid, Euch an meine kleinen Angelegenheiten erinnern zu müssen. Mein Leben gehört Euren Diensten und stets bin ich bereit, Euch zu gehorchen. Von dem Rosse sage ich nichts, denn ich kenne die Zeiten. Nicht gerne möchte ich veränderlich scheinen und das jetzt unternommene Werk aufgeben. Mein Jahrgehalt ist mir ausgeblieben und ich habe zwei

Meister zu bezahlen, die bei mir in Brot und Solde stehen."

Statt einer Antwort erhielt er in einem Weinberge, es waren sechszehn Ruthen Landes neben dem Vercellischen Thor, ein ansehnliches Geschenk. Auf solche Weise fand der Herzog auch den Baumeister Bramante ab. Gentile Borri, der sich als Fechtmeister mit zu den Künstlern zählte, empfand gleichfalls keine Abnahme der großmüthigen Gesinnungen. Geschickt verstand der Herzog jede Klage und Beschwerde zu beschwichtigen. Den Haß, den einzelne auf ihn richteten, wußte er auf die Beamten zu lenken und verhieß Abstellung des Ungebührlichen. Wer ihn sprechen hörte und beobachtete, der glaubte, daß er selbst sich täusche, nicht daß er getäuscht werde. Moro's Ruhe, nicht eine Folge stolzer Abgeschlossenheit, sondern leutseliger Gemüthlichkeit, that Allen wohl und rückte die Furcht der drohenden Gefahr sogar für die

Wissenden weiter hinaus. Wenn das Haupt gesund ist, so müssen es auch die Glieder sein, sagte sich jeder und faßte Muth und Trost.

Moro war heiter genug, um Gäste zu sich einzuladen. Sein Bruder, der Cardinal Ascanius, kam nach Mailand und fand eine nicht minder aufmerksame Aufnahme als sonst. Wie in den glücklichen Tagen versammelten sich Gelehrte und Künstler am Abend im herzoglichen Schloß. Wer konnte da dem Gerücht nur halben Glauben schenken, daß die Franzosen bereits in das Mailändische eingerückt seien? Er war lebhafter als gewöhnlich. Er leitete die Unterhaltung und berührte Gegenstände, die ganz fern von seinem Gedankenkreise zu liegen schienen. Tiefe Betrachtungen, eingesammelt auf dem weiten Felde des Wissens und der Kunst, wurden mitgetheilt und besprochen. In alles war er eingeweiht, und wenn das nicht, so schenkte er als wißbegieriger Schüler den Meistern Ohr und Herz.

Dem alten Johann della Rosa war es eine Freude, ihm das Weltensystem zu erklären, die Bedeutung der himmlischen Zeichen für die Erde, um ihm festen Glauben zu seinen Vorherbestimmungen einzuflößen, Mark Anton della Torre beschrieb ihm den menschlichen Körperbau, die Knochen, die Muskeln und die Nerven, damit jenes alte Wort nicht den Zuhörer treffe: schimpflich ist es im Vaterlande zu leben und es nicht zu kennen. Gewöhnlich pflegte Moro vor dem Aufbruch der Gesellschaft sich in sein Schlafgemach zurückzuziehn. Heute bot er dem letzten der Gäste ein herzliches Lebewohl. Alle fühlten sich erhoben durch die Nähe eines solchen Mannes. Jeder bekannte still für sich, daß er in ihm den ersten Freund, die Wissenschaft und Kunst den besten Hort und Schutz besäße.

Es war Mitternacht. Da erhielt der Schatzmeister Bergonzio Botta den Befehl, sich Augenblicks mit den Schlüsseln nach der Schatz-

kammer zu begeben. Er war nicht wenig erschrocken, noch mehr, als er sah, daß der Herzog selbst, von vier schlichten Dienern begleitet, bereits seiner harrte. Nicht anders dachte Botta, als daß der Aufwand seiner Gattin Verdacht erregte und er durch eine Untersuchung überrascht werden sollte. Warum das Haupt des Staats in eigener Person dem Geschäft sich unterzöge, konnte er sich freilich nicht deuten. Er hatte ein gutes Gewissen und ohne Befangenheit legte er die Bücher vor und that dar, daß, wenn sich nicht mehr anderthalb Millionen, wie vor dem Franzosenkriege, in seinem Verwahrsam befänden, die Summe dennoch sehr bedeutend wäre. Er schloß die eisernen Kasten auf und zählte ihm die Beutel vor. Wie wurde ihm, als jener den Bedienten befahl, alles in die Körbe einzupacken! Er erbleichte und wußte nicht, was zu thun. Ihm blieb nichts zurück als die Bescheinigung des richtigen Empfanges und er mußte sich still ver-

halten. Als er allein war, machte sich sein Ärger in einem lauten Lachen Luft, indem er die Deckel der leeren Kasten zuschlug, die doppelten Thüren der Schatzkammer, mit Riegeln und Schlössern versehn, gewohnter Weise verschloß. Jetzt sah er daß seine Freunde Recht hatten, wenn sie, in Bezug auf sein vergnügungssüchtiges Weib meinten, er verstehe nicht, seinen Schatz zu hüten.

Moro, in den Mantel eingehüllt, ging von dannen. Es war tagesheller Mondschein. Lauscher fürchtend, wich der Flüchtige vor seinem eigenen Schatten. Nur durch Winke befehligte er die Träger. Sein Weg führte ihn der Vincischen Akademie vorbei. Wehmüthig sah er zu der Thüre, als wäre es möglich, daß sie sich nie wieder öffnete. In der Nähe des Domes blickte er empor und fragte, ob er ihn vollendet sehen würde. Zum Castell gekommen, gab er ein Zeichen und die Zugbrücke senkte sich nieder. Auf dem Hofraum stand das riesen-

hafte Roß ohne Reiter, ohne den Sforza, der es lenken sollte. Der Commandant der Rocca war Bernardino da Corte. Moro nannte den Jüngling seinen Freund. Nicht einer langen Dienstzeit, sondern dem Vertrauen, das Moro in seine jugendliche Entschlossenheit setzte, verdankte er die Erhebung zu einer so wichtigen Stelle. Ihm eröffnete er seinen Plan, nach Deutschland zu gehen, um mit einem Schweizerheer zum Schutz der Seinigen zurückzukehren. So lange baue er auf ihn. Corte fühlte herkulische Stärke, da das Heil des Staates auf seine Schulter gelegt war. Ohne daß er es wollte, klirrte das Schwert in seiner Hand. „Ich sterbe," rief Corte, „wenn ich Euch, edler Herr, verrathe." „Was hilft mir das? Stirb lieber, ehe du mich verräthst," erwiderte dieser. Als er schied, als die Fallbrücke hinter ihm emporschnellte, da umdüsterte seinen Blick unendliche Bangigkeit. Er schaute zu dem Mond und den Sternen empor. Nicht anders winkte

ihm die Himmelswölbung mit den zahllos funkelnden Augen damals, als er von der Rocca zu der Ambrosiuskirche schritt, als ihm der Astrolog verkündigte, daß in den Söhnen ihm zwei Herzoge geboren wären. Johann della Rosa ist ein weiser Mann, wiederholte er sich oft und faßte neuen Muth.

Der Morgen, so schien es, brach früher an als sonst, da die Nacht Unruhe trieb, länger das Geheimniß zu wahren. Die Kunde, daß der Herzog entflohen sei, schlug von allen Seiten den Schläfern an das Ohr und erweckte sie wie der Weheruf der Sturmglocke. Es wurde gestaunt, gezweifelt, gejammert, gewüthet. Den einen versteinerte der Schreck, den andern ergriff eine Tollhäuslerlaune, dieser rang die Hände, jener stampfte mit den Füßen. An den Namen Flucht knüpfte sich eine ganze Reihe von Begriffen, von denen jeder als der fürchterlichste gegolten hätte, wenn ihn nicht ein anderer in seiner Wirkung übertroffen.

Bösliche Verlassung, Verkauf, Verrath, Verderben waren die Glieder der Kette, die namenloses Elend um Mailands Bewohner rüttelte. Noch gab es viele Ungläubige. Wer gestern in nächtlicher Weile ihn mit kindlich froher Unschuld von Dingen der Kunst und Wissenschaft sprechen hörte, der lachte der Besorgtheit, die eine Entrinnung beargwohnte. Dem füllte Merlin Cacalio, der Wirth der Metzgerschenke, keinen Becher, der übles dem Herzoge nachsagte. Er stritt für seinen Ruhm und brach es lieber mit seinen Kunden als mit ihm. Mit den Fäusten schlug er auf den Tisch, um, da dieser widerstand, einen schlagenden Beweis für des Herrn Biederkeit zu liefern. Das tausendzüngige Gerücht ließ sich aber nicht ermüden und schwieg nicht eher, als die schrecklichste Gewißheit alle auf gleiche Weise erfaßte. Ist die Ehrfurcht gebrochen, so verkehrt sie sich in scheuselige Lästerung. Ihn, der als Beglücker angebetet wurde, überschüttete jetzt der

Haß mit den ehrenrührigsten Namen. Auch der Commandant sah sich vom Strudel hingerissen und zweifelte an Moro's Wiederkehr.

Simon Rigone, der sich so lange in der Menge verlor, trat jetzt aus dem unrühmlichen Dunkel hervor. Treu hatte er seinem Herrn Galeazzo Sforza zur Seite gestanden, ihm war er nach Pavia gefolgt und voll Trauer darüber, daß er ihn nicht vor Meuchelmord zu schützen gewußt, nach seiner Vaterstadt Mailand zurückgekehrt. Moro nahm den Mann wohlwollend auf und durch Zeichen der Wohlgeneigtheit strebte er jenes Mißtrauen in Vergessenheit zu bringen, mit dem er sonst ihn beobachtet und bewacht. Rigone ließ sich das Gute gefallen, um nicht den neuen Herzog zu erzürnen. Jetzt hielt er sich nicht an den Eid gebunden, den er ihm geschworen, und glaubte die Treue dem Treulosen brechen zu können. Außer der nicht unbedeutenden Besatzung der Rocca war Mailand von Krie=

gern und Feldherrn entblößt, es verlautete von einer Verbindung zwischen Frankreich und Venedig und Rigone stellte sich an die Spitze derjenigen, die sich zu einem Verzweiflungskampfe rüsteten. Mit dem nackten Degen in der Faust, begleitet von einem bunten Haufen mit Waffen, wie sie der Augenblick darbot, eilte er zuerst in das herzogliche Schloß. Seine Absicht war es, sich der beiden Söhne Maximilian und Franz als Geißeln zu versichern. Es war zu spät, denn zugleich mit Moro war auch sein Bruder der Cardinal Ascanius mit den ihm anvertrauten Knaben davongezogen; darauf führte er den Trupp, der sich mit jeder Minute vergrößerte, zu der Schatzkammer, um sich mit Gewalt in den Besitz derselben zu setzen. Bergonzio Botta hätte eine Verweigerung mit dem Leben bezahlt. Jetzt durfte er nicht schwierig sein, die eisernen Thüren aufzuschließen, um statt des verlangten Geldes ein Blatt von Moro's Hand dem ungestümen Volk darzubieten. Gerade die Bereit=

willigkeit entflammte den Führer nun zur Wuth und seinem gezückten Schwert konnte Botta nur mit Mühe und nicht ohne Wunden entzogen werden. Seine Unschuld wurde nicht bezweifelt, eben so wenig aber auch die schwere Schuld des entwichenen Tyrannen, wie man jetzt den Herrscher nannte. Die Gefahr rückte näher und näher. Jede Nachricht von den Franzosen enthielt die eines Sieges, den sie erfochten. Rigone sah sich ohne Mittel zur Vertheidigung der Stadt und der Commandant der Rocca wandte die nicht an, die ihm gegeben waren.

Der Krieg mit den Franzosen war nur eine Wiederholung dessen, den Italien schon einmal erlebt hatte. Die Feinde wurden wie Freunde ehrerbietig aufgenommen. Kaum hatten sie Asti verlassen, so standen sie vor Pavia, das sich ohne Schwertschlag ergab. Sanseverino's Tapferkeit vermochte nicht die Schande von seiner Heimat abzuwenden. Das Haupt

fehlte, mit ihm alle Ordnung, alle Scheu. Die Festungsschlüssel waren um leichtes Geld verkäuflich. Der Mailänder Johann Jakob Trivulzio siegprangte als Anführer der Franzosen. Wenn er sich nicht bereits als treu ihnen durch blutige Proben bewährt hätte, so hatte jetzt Ludwig XII. keinen Grund zum Mißtrauen, da kurz vorher Moro die Güter desselben im Mailändischen zum Staatseigenthum geschlagen. Trivulzio fürchtete nicht einen Simon Rigone und wußte einen Bernardino da Corte zu gewinnen. Durch Verrath ging die Rocca über, die für unüberwindlich galt, und wie den Franzosen einst in Mailand Feste bereitet wurden, so fehlte es auch jetzt nicht an solchen — das Neue findet stets seine Freunde — die mit Jubelgeschrei die Sieger empfingen.

Zu denen, die die Franzosen zu sehn fürchteten, gehörte der Commandant, wie bereitwillig er auch ihrem Empfang die Arme geöffnet hatte. Zu spät bereute er, von der

Vorstellung, Moro werde nie zurückkehren, von der ihm vorgespiegelten Aussicht, Glanz und Ansehn gleich einem Trivulzio zu gewinnen, irre geleitet zu sein. Den höllischen Mächten verfallen, scheuchten ihn jetzt der Furien Schlangenhaare. Wie ein Rasender lief er im Schloß des Castells aus einem Zimmer in das andere. Mit stierem Blick ruhte sein Auge auf den Wandgemälden, mit denen Leonhard da Vinci den Saal geziert hatte. Er sah die Thaten der alten Römer, denen die Ehre des Vaterlandes über Gold und Ruhm, über Glück und Leben stand. Als wenn er Vinci's Abendmahl betrachtete und sein Bild in Judas erkannte, zitterte er am ganzen Leibe. Mit den Nägeln zerfleischte er das Angesicht, um das Brandmaal des Verräthers sich von der Stirne abzukratzen. Dann knüpfte er die Schnur vom Degengefäß los und hing sich mit ihr am Fenster auf. Er wählte ein Grab in der Luft, da die Erde, die ihn geboren, sich seiner schämen

müßte. Die Feinde, die in die Rocca einzogen, fanden ihn nicht mehr unter den Lebenden.

Der Widerstand, den Simon Rigone mit seinen Anhängern in edlem Zorn leistete, konnte das Unglück nicht abwenden, nur erhöhen. Mehr der Vertheidiger als der Franzosen rötheten mit ihrem Blut die Straßen. Das Gefecht legte manches Haus in Asche und gab der Wuth zur Plünderung genugsamen Vorschub. Der Greis Johann della Rosa erntete bitteren Lohn dafür, daß er dem Manne, dessen Unglück er in den Sternen las, unerschütterliche Treue gehalten. Durch raubsüchtige Soldaten wurde er wie Archimedes aus seiner beschaulichen Ruhe aufgestört. Sie nahmen sein ganzes mühsam erworbenes Vermögen, damit er das Schicksal des Herrn theilte, der durch sie alles verlor. Viele Gelehrte und Künstler, bange vor den Kriegsgräueln, ergriffen die Flucht. Unter ihnen befand sich Bramante, der von Mailand

für ewig schied, um in Rom sich eine neue Heimat zu suchen. Das Elend, das Vielen die Ihrigen nahm, gab dem Baumeister Cäsar Cesariani eine Mutter zurück. Von dem Feuer, welches die Rachelust angezündet, wurde neben Sanseverino's Marstall auch das am Thore liegende Häuschen ergriffen, in dem Cesariani das Licht der Welt erblickte. Mit ihm sah all ihr Hab und Gut eine arme Wittwe in Staub und Asche sinken. „Jachomo!" rief sie, als sie nichts mehr als ein nacktes Leben den Flammen entwandte, kaum ihrer Sinne mächtig. Es war ein Hülferuf, eine Mahnung, daß ihr all zu sehr geliebter Sohn sich seiner Verpflichtung erinnern möchte, sie zu ernähren, ihr Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der Herzlose hätte sie nicht gehört, wenn sie „Jachomo" ihm auch ins Ohr geschrien, dem sie all das Wehe verdankte. Der verstoßene Stiefsohn hörte sie, er war ihr rechter Sohn. Cäsar nahm sie zu sich, ernährte sie bis ans Ende und ließ sie niemals

empfinden, was sie an ihm, was er an ihr gethan. Leonhard da Vinci fand eine Freistätte im Schloß des Grafen Melzi in Vaprio. Hier dachte er nach über das Vergängliche der irdischen Herrlichkeit. Während dieser Zeit malte er auf eine Mauer ein überlebensgroßes Madonnenbild. Ein geringes Werk im Vergleich zu seinem Aufenthalt und dennoch würde mancher Maler alle seine Leistungen für diese eine hingeben. Wohl war es dem Künstler zu gönnen, daß er in ländlicher Abgeschiedenheit nicht sah, was in Mailand vor sich ging, nicht sah, wie ein Werk von ihm, an dem er viele Jahre mit hingebender Liebe gearbeitet, muthwillig vernichtet wurde. Trivulzio, wie strenge Mannszucht er auch hielt, konnte nicht verhindern, daß die rohen Krieger ihre Zerstörungswuth an einem Denkmal ausließen, das den Namen Sforza der Ewigkeit überantworten sollte. Als eine Abtheilung des Heeres die Rocca mit jubelndem Geschrei besetzte, so war die erste

Frage, was das Riesenroß auf dem Schloßhof zu bedeuten habe. Als ihnen Auskunft ward, hielten sie es für erlaubt, es waren die Gascogner Bogenschützen, das Thonbild als Zielscheibe für ihre Schießübung zu wählen. Sie war zu groß, um verfehlt zu werden, und tausende von Pfeilen bohrten in das edle Gebäude ein und brachen unermüdet Stücke von der spröden Masse ab. Wie im Veitstanz hielt die wilde Schar ihren Reihen um den Schloßplatz, da nichts mehr als das eiserne Gerippe aus einem hohen Schutthaufen emporstarrte.

Trivulzio erhielt von dem Könige von Frankreich für den Sieg über Mailand die Herrschaft Vigevano zum Geschenk. Die Stadt war leichter zu nehmen als zu halten. Trivulzio sah, daß die Asche, auf der sein Fuß ruhte, genug glimmende Funken enthielt, um bei günstigem Winde in lichten Flammen aufzulodern. Die Statthalterschaft verwaltete er

mit Kraft und Strenge und wachte mit scharfem Blick über die neue Ordnung der Dinge. Aus den Gliedern der edelsten Familien bildete er einen Senat und machte sie für die Handlungen der Bürger verantwortlich. Die von Moro ertheilten Vorrechte hob er auf, theils damit ein Denkmal weniger wäre, das jener sich gestiftet, theils um durch Verletzung von Wenigen die große Zahl für sich zu gewinnen.

Wer vordem die Schenke des wackern Merlino Cacalio besuchte und jetzt in sie trat, der fand, daß in sie ein ganz anderes Wesen gekommen war. Neben der anziehenden Kraft des guten Weines war es die Lust, sich mitzutheilen, zu besprechen, was geschehn wäre und geschehn müßte, was dem Staate gedeihlich oder schädlich wäre, die die Gäste um die lange Tafel versammelte. Sonst wurde in Liebe und Freundschaft gezankt, als wenn Sturm zu Mord und Krieg geschlagen würde. Jetzt, wie die Heerde bei dem aufziehenden Gewitter,

drängten sie sich zusammen und gaben sich ihre Bedenklichkeiten nicht durch Worte, sondern durch Zeichen und Geberden zu erkennen. Den Kopf auf die Hand gestützt, sahen sie sich an und verzogen bald den Mund zu einem wehmüthigen Lächeln, bald bissen sie sich zornig die Lippen. Das war eine sonderbare Gesellschaft, sie saßen neben einander und sprachen nicht, sie tranken und wurden nicht froh. Wie Jungfern schwiegen sie, betreten und verschämt. Ja, wohl fühlten sie Scham, nicht ihre Kraft geprüft zu haben für den Ruhm des verschwundenen Herzogs. Die Franzosen hatten ihnen eine Ueberraschung bereitet, die in ihrer Wunderbarlichkeit, in ihrer Unbegreiflichkeit sie noch jetzt nicht zu rechter Besinnung kommen ließ. Niemand wollte als der erste von dem zu sprechen anheben, was Allen am Herzen lag. Ja, hätte jemand auf den Herzog gescholten oder die Franzosen gelobt, der stumme Kreis wäre lebendig geworden. Der Bruder Lucio war es,

der sie durch eine Nachricht aus dem dumpfen Träumen aufrüttelte. Er kam und erzählte, wie es beschlossen sei, daß alle Gewerke gleiche Steuern zahlen und daß die Bevorrechtungen, die ihnen Moro gesegneten Andenkens von Rechtswegen ertheilt hätte, aufhören sollten. Alle sprangen auf, wie vom Donner gerührt, und Cacalio lief vom Herde mitten in die Stube. Mit der einen Hand den Zipfel der rothen Wollmütze emporreckend, schlug er mit der andern auf den Tisch und schrie: „Das kann nicht sein.“ Allein das Nachdrückliche seiner Beweise fand keinen Glauben mehr, seitdem er das letzte Mal sich bitter getäuscht hatte. Wie er auch lospochte, die Ohren waren dagegen taub. „Daß es nicht sein müßte, nicht sein dürfte!“ das war Allen klar. Ein Steuereinnehmer, der mit einer langen Ausschreibung in ihren Verein trat, ließ keinen Zweifel mehr obwalten. In toller Wuth stürzten sie sich auf ihn los, traten die Schrift mit Füßen und

stellten ihn bedenklich zur Rede. Ueber Hals und Kopf lief der Arme zitternd davon und dankte seinem Gott, mit einigen derben Schlägen lebend davongekommen zu sein. „Trinkt aus, Gevattern,“ rief jetzt Cacalio, „damit ich wieder einschenke, das zweite Glas sollt Ihr umsonst haben. Wie wir da sind, gehen wir zum Statthalter und lehren ihn, daß nicht alle Mailänder so nachgiebig sind wie der ehrlose Commandant.“ Die Metzger stimmten ihm bei mit lautem Toben und Schreien. Siegend zogen sie aus ohne Furcht, mit trotzigem Schritt den Mittelstein der Straße behauptend. Auch die, die nicht zu dem Gewerk gehörten, folgten neugierig, wenn gleich in gewisser Entfernung. Eine Masse Volks zog nach.

Der Feldherr Trivulzio, den Mailändern seine landsmannschaftliche Gesinnung vielfach verheißend, stand in dem Rathszimmer des herzoglichen Palastes, ihm zur Seite Soldaten mit gezogenen Schwertern. Es hatte den Schein,

als wenn er den Bürgern, die Klagen und Beschwerden vorbrachten, Gehör gäbe. Viele waren es, die sich an seine Weisheit, seine Großmuth und sein Mitleid wandten, allein alle Klagen und Beschwerden wies er als nichtig zurück. Da forderten die Metzger Einlaß. Ein Vertrauter bedeutete dem Statthalter, daß es räthlich wäre, die rohen, tollkühnen Gesellen einzeln zu bescheiden. Mit einem zornvoll strafenden Blick erwiderte er den Rath und rief: „Sie Alle sollen kommen." Cacalio hielt die Spitze der Eintretenden. Ohne Umschweif fragte er, ob es bei dem alten Steuersatz fernerhin sein Bewenden haben sollte oder nicht, und bat um eine Antwort. Trivulzio rief: „Nein!" Cacalio wiederholte, was er gesagt, und verlangte wieder eine Antwort. Diese war: „Schweigt und scheert Euch zum Teufel!" Allein er forderte zum dritten Male eine Antwort. Da riß Trivulzio einem Krieger das Schwert aus der Hand und stieß den unbescheidenen Redner

nieder. Cacalio sank zusammen. Sein letzter Laut war: „Moro!“ Die Umstehenden waren erschrocken, anstatt entsetzt zu sein. Die Männer, an ein blutiges Handwerk gewöhnt, wurden bleich. Noch war nicht die erste Bestürzung vorüber, als Bewaffnete von allen Seiten sie hinausdrängten. Kaum hatten sie die Marmorstufen hinter sich, kaum überzeugten sie sich, daß mit dem Blut des Verwundeten auch des Freundes Leben entströmt sei, so schrien Alle wie aus Einem Munde das Wort, mit dem er gestorben war: Moro! Moro! Sie grübelten nicht, ob Cacalio habe sagen wollen: „ich sterbe,“ oder ob eine Erinnerung an den Herzog ihn ins andere Leben begleitet habe. „Moro! Moro!“ tönte es in tausendstimmigem Widerhall und störte die Ruhe aus ihrer Trägheit, die Duldsamkeit aus ihrer Gleichgültigkeit auf. Die Schlächtermesser waren auf diesen Ruf entblößt und verborgen gehaltene Waffen blinkten in allen Straßen in den Händen

der sich ermannenden Bürger. Diese setzten Sturmleitern an die öffentlichen Gebäude und rissen die französischen Wappen ab, jene liefen nach den Kirchen und zogen die Sturmglocken. Wilder Aufruhr spie überall Flammen und Verderben aus. Der Damm der Ehrfurcht war gebrochen und wie ein Strom stürzte sich die kriegslustige Masse unaufhaltsam durch die Straßen hin. In mitleidsloser Empörung wurden alle Franzosen, die sich zeigten, niedergemacht, ihre Köpfe, auf Stangen gespießt, als Banner vorgetragen. Trivulzio zog bei Zeiten sich in die Rocca zurück. Doch der Waffenruf: „Moro!" drang zu ihm über Wall und Zugbrücke. Der Anhang der Mailänder vermehrte sich mit jeder Stunde, alle Ortschaften nahe und fern riefen die Wehrhaften auf zur Befreiung Mailands von dem französischen Gewalthaber. Trivulzio glaubte sich in der Festung nicht sicher gegen die Stadt. In der Nacht schlug er sich mit großem Verlust durch die

wüthenden Belagerer und nahm mitsammt der Besatzung seinen Zug gegen Novara. Mailands Ehre war gerettet.

Als wenn der Ruf: „Moro!" über die Alpen hinübergeklungen, erschien plötzlich der Langersehnte. Der Herzog hatte sich, da er in nächtlicher Weile Mailand verließ, nach Insbruck begeben, um Schutz aus dem Auslande den Seinigen zu rechter Zeit zuzuführen. Der Kaiser Maximilian war nicht im Stande, seinen Wünschen nachzuleben. Ungesäumt reiste er darauf nach der Schweiz und kehrte von dort mit einem wohlgerüsteten Heere von 8000 Mann nach Italien zurück. Wind und Wetter waren seinem Unternehmen günstig. Die Schiffe, die ihn und die Geworbenen trugen, durchschnitten wie im Fluge den Comosee. Die Stadt Como öffnete ihm in freudigster Ueberraschung die Thore. Er gab vor, daß die 8000 Schweizer nur der Vortrab eines größeren Heeres wären, das sein Recht gegen sämmtliche

Feinde schützen würde, und alle Herzen flogen ihm entgegen, jeder Mund pries ihn; wer sich nicht mit gewaffneter Hand ihm anschließen konnte, der schloß ihn in sein Gebet ein, wer seiner Siegesbahn nicht zu folgen vermochte, der sendete ihm Glück und Segen nach. Dieser hatte in überwallender Erregung ihn einen Verräther geheißen, jetzt begrüßte er ihn mit dem Namen des Erretters, jener hatte behauptet, daß er durch seine Entrinnung dem Ruhme Mailands ein Grab bereitet, jetzt fügte er hinzu, damit der Phönix verjüngt emporsteige. Erst nach dem Verluste erkennt man sonst den Werth des Vermißten, bei Moro war es umgekehrt, als sie ihn wiederhatten, erkannten die Lombarden, was sie an ihm hatten. Pavia und Parma trieben die Franzosen aus den Ringmauern und erklärten sich für ihren alten Herrn. Und bei den Einwohnern von Piacenza und Lodi lag es wahrlich nicht am guten Willen. Mailand empfing den treuen Landes-

vater noch vor Mailand, die ganze Einwohnerschaft war vor den Thoren. Wer theilte nicht seine Lust und seine Rührung, als die beiden Söhne Maximilian und Franz von ihrem Oheim ihm entgegengeführt wurden? Mit bangem Sehnen hatten sie in der Ferne der Stunde entgegengeharrt. In des zärtlichsten Vaters Armen lagen die edlen Söhne und vertrauungsvoll ruhte des Volkes Blick auf dem Triumvirat, das ihm die Sicherheit des Reiches für ewige Zeit zu verbürgen schien. —

Der Jubel hatte keine Grenzen. Wie Wellenschlag erneute er sich unaufhörlich, ob auch der Herzog erst auf Novara hinwies, auf die Wirksamkeit des französischen Geldes, die mit den Festungsmauern zugleich die Treue sprengte. Der Niedrigste drückte jetzt in dem dankbar verklärten Blick aus, daß mit dem Landesvater auch die ehrenfeste Gesinnung Allen zurückgekehrt sei. Mit ihm war der Muth und mit dem Muthe Alles wieder gewonnen. Nim-

mer würde Trivulzio mit der Besatzung die Rocca verlassen haben, wenn er sie nicht hätte verlassen müssen. Manchem fiel ein Sprüchwort aus der Schule bei, daß es vergeblich sei, den Mohren zu waschen. Wie hatten die Franzosen gefrohlockt über Moro's Fall, dem kein Haar gekämmt war, der gerüstet dastand, zum Kampf auf Leben und Tod. Es war ein Kampf, aus dem er das Leben rettete, um härteres als den Tod zu finden. Der kühne Schwimmer arbeitet am meisten, wenn ihm die Kraft vergeht. Es ist die Schadenfreude des Schicksals, daß er, bevor er unwiederbringlich versinkt, ein und das andere Mal auftaucht, um durch ein verzweifeltes Streben dem falschen Elemente obzuherrschen.

Nachdem die Orte sichergestellt waren, die dem Angriff der Venezianer vornehmlich ausgesetzt zu sein schienen, ging der Herzog an der Spitze der Schweizer nach Novara. Ein Sturm ward gewagt und die Stadt, mit Ausschluß

des Kastells, war in seiner Gewalt. Die Franzosen fürchteten eine Wiederholung jener Schreckenszeit, die sie in dem Felsennest erlebt. Unaufhörlich donnerten die Geschütze um seine Wälle. Ludwig XII. führte da in eigener Person zum Entsatz ein ungeheures Heer herunter, in dem sich allein 10,000 Schweizer befanden. Die Landsleute in den verschiedenen Heeren fanden Mittel, sich zu verständigen. Der Herzog bestimmte, den heranrückenden Schaaren eine Schlacht zu liefern. Die Schweizer-Hauptleute thaten bedenklich und forderten den Sold für ihre Dienste voraus. Jener gab alles Geld, was er hatte, und verhieß ihnen eine fürstliche Belohnung, wenn das Unternehmen gelänge. Jetzt erklärten sie, daß sie gegen die ihrigen nicht streiten könnten, ohne ihr Gewissen zu beschweren. Moro merkte wohl, daß es Silberlinge bereits beschwerten. Er bat, er beschwur die Verrätherhorde, schmeichelte ihrer Waffenehre und gelobte, was sie nur verlangen wollte.

Allein ihre Herzen erweichte er nicht durch Worte der Freundschaft, durch Thränen des Schmerzes. Nur im Vorrücken sah er Heil und sah voraus, daß alles verloren sei, wenn er durch ein Zurückweichen am glücklichen Gelingen einen Zweifel zu erkennen gäbe. „Wollet ihr jetzt nicht," rief er aus, „all eure Kraft an meine Rettung setzen, so thut ihr nichts anderes, als daß ihr mich dem Feinde ausliefert." Tage lang pflog er Unterhandlungen, aber er rückte keinen Schritt weiter. Die Franzosen dagegen hatten in Eilmärschen bald Novara erreicht. Boten erschienen und forderten die Schweizer auf, unter günstigen Bedingungen sich dem Könige zu unterwerfen. „Das werdet ihr nicht," rief der betrogene Fürst im Tone höchster Empörung, „im Augenblick der Gefahr werdet ihr euch ermannen und wissen, was die Pflicht gebeut! Es ist kein Mittelweg, schlagt euch als Ehrenmänner oder schlagt euch zu den Schurken." — Das französische Heer

hatte sich indeß zwischen Novara und Mailand aufgestellt. Ein passender Mittelweg schien den Schweizern ein freier Durchzug durch dasselbe nach ihrer Heimat und das Versprechen, nicht gegen die Mailänder die Waffen zu kehren. Moro rang die Hände ohne Räth und Trost. Nur auf Einen stützte sich seine letzte Zuversicht, auf den deutschen Kaiser. Als eine Gnade ward es ihm vergönnt, in der Tracht eines gemeinen Schweizers durch die feindlichen Reihen zu entkommen. Gebeugt war sein Haupt, sein Gesicht glühte halb vor Schaam, halb vor Zorn, er glaubte zu empfinden, wie die Thränen, die still auf seinen schwarzen Bart niederrannen, ihn bleichten, er grollte mit sich, daß der Streitkolben in seiner Hand nur ein nichtiger Ausputz sei. Um schimpflichen Preis meinte er sein Leben gesichert zu haben und er ahnte nichts von dem Bubenstreiche, der ihm gespielt wurde. Als er einem französischen Befehlshaber vorüberschritt, wies hinter ihm ein

Schweizer hohnlachend auf den Vordermann. Er war aus Ury und hieß Rudolph Turmann. Leicht war der Italiener unter den Schweizern entdeckt und wer ihn ins Auge faßte, der erkannte den Herzog, auch wenn er ihn nie gesehn. Zitternd und sprachlos stand der Unglückliche in der schlechten Tracht da. Sein Anblick rührte selbst die Feinde zu Thränen. „Freunde, führt mich zu dem Könige!“ war Moro's einzige Bitte. Man trug diesem den Wunsch des Gefangenen vor. „Da er unerkannt bleiben wollte,“ sagte Ludwig XII., „so will ich meine Neugierde, ihn zu sehn, bekämpfen und die zweckmäßigsten Mittel ergreifen, damit er fortan in bescheidener Verborgenheit lebe.“ Auf seinen Befehl wurde Moro wie ein Raubthier an Ketten gelegt, unter strenger Bewachung nach Frankreich gebracht. Tag und Nacht, so schnell die Pferde laufen konnten, riß ihn der Reisewagen weiter und weiter von seiner geliebten Heimat. Er fragte: „Wohin?“ aber erst als

das Ziel erreicht war, erfuhr er, daß er sich in Lyon befinde. Seine Ruhmbegierde, für die die Grenzen Italiens zu beschränkt erschienen, sah sich bald in dumpfe Kerkermauern eingeengt. Oft bat er um die Vergünstigung, dem Könige sich nähern zu dürfen, allein immer umsonst. Umsonst Jahre und Jahre sinnend, hoffte er auf eine Milderung, auf eine glückliche Wendung seines Schicksals. Er klagte nicht. In Allem, und so auch in der harten Verweigerung seiner Bitte, erkannte er, daß ihm mit gleichem Maße gemessen werde.

---

Vieles in Mailand, woran sich eine bedeutungsvolle Erinnerung knüpft, sucht man heut zu Tage vergebens. So ist die Dionysiuskirche, die neben dem Morgenthore lag, nicht mehr vorhanden. In den Bogen, der in dieselbe führte, war eine Marmortafel eingelassen zu Ehren Ludwig's XII., der als

Zwingherr der Mailänder sich auch den Venezianern gefürchtet machte. Die Inschrift lautete wie folgt:

> Ludwig, der König der Gallier und der Herzog Mailands, nach dem errungenen Siege über Mailand bestieg hier das Roß, um im Triumph in die Stadt zu ziehn. Dieser Stein ist den 29. Juni 1510 errichtet.

Der Marmor war auch ein Denkstein für den unglücklichen Herzog Ludwig Moro. In demselben Jahre 1510 starb er auf fremdem B[illegible] in schmählicher Gefangenschaft. Zehn Jahre erduldete er das Elend, Beweises genug, daß sein Geist noch stark war, den Körper durch eine, wenn auch zweifelhafte Hoffnung hinzuhalten.

Leonhard da Vinci, obgleich ein Florentiner, fand in Florenz keine rechte Heimat mehr, seitdem er in Mailand gewesen, auch Rom, wohin er dem päpstlichen Mediceer folgte, konnte ihm nicht bieten, was das kleine Herzogthum ihm

gewährte. Hier vernahm er die frohe Kunde, daß es dem jugendlichen Maximilian Sforza gelungen, unter dem jubelnden Beifall des Volkes den väterlichen Thron zu erringen. Allein die Herrlichkeit währte nur kurz und von der Uebermacht gezwungen, mußte er den angeerbten Rechten feierlich entsagen. Leonhard erlebte es nicht, als sechzehn Jahre nachher der andere Bruder Franz Sforza gleichfalls als Herzog von Mailand Segensgrüße und Huldigung empfing. Auch er mußte dem Mächtigern weichen und dem Kaiser Karl V. das Reich übergeben. Mit Franz starb das Haus Sforza aus, aber sein Andenken leuchtet fort und verbreitet Licht für ewige Zeit.

Leonhard's erste Kunstwerke fielen nur zu früh einer mißgünstigen Zerstörung anheim, doch der Name der Vinci'schen Akademie erhielt sich in gedeihlichem Ansehn. Wie oft blickt nicht die alte Firma spottend auf den ärmlichen Bestand und wankt, ein abgeschiedener Geist, um

das Grabmal ehemaligen Reichthums. Leonhard's Beispiel und Lehre aber erzog fortan ehrenwerthe Künstler in Mailand. Ein solcher war Bernhard Luini. Jener pflegte zu sagen: „Wer dem andern folgt, der kann ihm nicht zuvorkommen," — wohl wahr, doch ein Heiland ist noch in den Jüngern groß.

## Urtheil eines alten Kunstkenners über Vinci's Abendmahl.

### Eines für viele!

Der Cardinal Friedrich Borromäus, der Vetter des h. Karl Borromäus, strebte durch großartige Stiftungen den Ruhm festzuhalten, den in Mailand Kunst und Wissenschaft errungen. Im Jahre 1609 öffnete er die Ambrosianische Bibliothek. In ihr, mit der eine Gemäldesammlung verbunden war, befindet sich eine Copie des Abendmahls, die er von Andreas Bianchi (Vespino) fertigen ließ, um von des Meisterwerks schwindender Größe eine lebensfrische Erinnerung zu bewahren. Damit nicht zufrieden, legte er seine Verehrung für Vinci's

Erfindung in eine lateinische Schrift nieder, die unter dem Namen „Museum“ 1625 erschien. In ihr liest man:

„Da viele noch immer über den Werth des Werkes sprechen, so wollen wir das sagen, was vielleicht anderen entgeht, daß ohne Zweifel in dem Ausdruck und in den verschiedenen und mannigfaltigen Regungen der Seele sein vornehmster Ruhm bestehe, wie Plinius (XXXV, 8.) auch bei Erhebung des Schönheitsstreites der Göttinnen es als Lob betrachtete, im Paris drei verschiedene Empfindungen zu bewundern. Aber nicht brachte der Künstler nur Schmerz und Thränen zur Schau, wie es vielleicht ein anderer thäte, sondern in den Bewegungen der Glieder zeigte er deutlich die inneren Gefühle, so daß dem Beschauer die Ohren von den Stimmen der Apostel wiedertönen, die sie vorbrachten, als der Heiland jenes Schreckenswort ver-

kündigte: „Der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen. Des Heilandes hehres Antlitz drückt tiefen Seelenschmerz aus, der aber durch die größte Beherrschung verdeckt und unterdrückt erscheint. Die Reden der Apostel und die Gespräche, sowohl unter sich als mit Christus über das Grausenvolle, das sich begeben soll, werden von Jedem vernommen. Der eine droht dem Verräther, der andere sagt dem Herrn Hülfe und Beistand zu, der erstarrt in Stillschweigen und staunt ob der Größe des Verbrechens, jener voller Angst bewährt sich als einen Leidensgenossen des Heilandes; mancher versucht den Verdacht einer so großen Missethat von sich abzuwenden, mancher, um nachzuforschen und zu untersuchen, möchte erfahren den Zusammenhang und Verlauf des beabsichtigten Verraths. Sie sind entsetzt, sie sind ergrimmt, sie

sind stumm und horchen auf das Wort der anderen. Aber vor allen tritt die Miene des Apostels Petrus bedeutsam hervor durch Zorn und Begierde der Rache; man sieht, daß mit Ungeduld über den Verzug ihn die Milde des Herrn erfüllt. Wie er still den Zorn wälzt und alles Böse dem Verräther droht, das, wie er will, von allen ungesehn, in ihm selber brütet und kocht. Sich so ruhig stellend, und doch von Zorn ergriffen, wendet er sich gegen den h. Johannes und bittet, ihm das Geheimniß des Verraths zu enthüllen und den Sinn der göttlichen Rede zu erklären. Neben dem also erregten Apostelfürsten stellte der Künstler den Verräther Judas in weiser Anordnung, damit die entgegengesetzten Absichten klarer und offener zum Vorschein kämen. Und nicht weniger verschieden und entgegengesetzt sind Gesicht und Mienen. Die Mißgestalt des

Verräthers graß, rauh und gemein, das Antlitz des Apostels lebendig, edel und würdevoll. Judas schwankend zwischen Haß zugleich und Furcht, daß ihm nichts verfängliches entschlüpfe, hält die Ohren hin, um das Gespräch zwischen Petrus und Johannes zu behorchen, und wie er die Worte hört, ergreift ihn zugleich Wuth und Entsetzen über die in verbrecherischer Seele beschlossene That. Leonhard entwickelte aber in Judas das große Geheimniß der Physiognomik und zeigte seine Vertrautheit mit dieser Kunst. Er malte ihn schwarz, buschig, mit einwärts gedrückten Augen, gesträubtem Haupthaar, gefletschter Nase, als ein Schreckbild ekler Magerkeit; alles Zeichen der schlechtesten Sinnesart für die, die aus Stirn und Gesicht der Menschen ihr Inneres errathen können. Mit diesen Gesetzen stimmt gegentheils sehr wohl das Feuer des Apostels,

das in der bleichen Lippe, der brennend gerötheten Wange und den weiten Nüstern künstlich ausgedrückt ist, bei dem die lange, gebogene Nase, der feste Blick Edelmuth im Busen bezeichnen. Diese Merkmale der Natur berührte ich nur als eine Erinnerung an unsre Maler, daß solche Kenntnisse nicht außerhalb der Grenzen ihrer Kunst wären, und daß die durchaus nicht im Irrthum sein werden, die auch auf diesen Gegenstand vielen Fleiß verwenden zu müssen glauben.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

